

◀ FECKENHORSTER KREIS ▶
INFORMATIONEN

Heft 175 / 2023

Ökumene ist Gerechtigkeit tun



INHALT

<i>Heinz Bernd Terbille: Einladung zum Lesen</i>	S. 3
<i>Norbert Mette: Ökumene ist Gerechtigkeit tun</i>	S. 4
<i>Pressemitteilung von Wir sind Kirche: Dom Helder Câmara ist ein Prophet des 20. Jahrhunderts</i>	S. 9
<i>Hermann Häring: Rom enthüllt sein autoritäres Gesicht</i>	S. 12
<i>A. Kirchmayer: Krankmachendes „Klerikalien“</i>	S. 16
<i>Norbert Mette: Gebt Gott (zurück) was Gottes ist</i>	S. 22
<i>M.Gutfleisch: Die katholische Kirche und die Diskriminierung von LGBT-Personen</i>	S. 28
<i>T. Mechtenberg: Trägt die russische Kultur am Ukrainekrieg eine Mitschuld?</i>	S. 34
<i>S. Reinolder: Der Ukrainekrieg aus pazifistischer Sicht</i>	S. 39
<i>Ferdinand Kerstiens: Ruhe finden</i>	S. 44
<i>F.Josef Weissenböck: Einstürzende Altbauten</i>	S. 49
<i>Heinz Bernd Terbille - Ludwig Wilmes: In eigener Sache</i>	S. 52
<i>Termine</i>	S. 54
<i>Schalom Ben Chorin: Ich habe eine tiefe Liebe</i>	S. 55

Unsere Internetseite finden sie unter: <https://www.freckenhorster-kreis.de/>



Aktuelles und Termine

Der Freckenhorster Kreis

- Reformgruppe im Bistum Münster und darüber hinaus
- gegründet 1969 in Freckenhorst
- beteiligt an der Umsetzung der befreienden Impulse des 2. Vatikanischen Konzils.

liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde des Freckenhorster Kreises, liebe Leserinnen und Leser,

Oekumene, griechisch Oikumene, heißt übersetzt das bewohnte, volkreiche Land, die bewohnte Erde.

Bekannt ist das Piktogramm: ein auf Wasserwellen stilisiertes Schiff, über dessen Mast sich das Wort „Oekumene“ wie ein vom Wind aufgeblasenes Segel wölbt. Das Piktogramm ist das Kennzeichen der weltweit zu ökumenischer Zusammenarbeit vereinigten reformatorischen, evangelikalischen und orthodoxen Kirchen, vertreten durch den Ökumenischen Rat mit Sitz in Genf. Der ÖKR ist demokratisch strukturiert. Die römisch-katholische Kirche ist aufgrund ihrer Verfassung nicht Mitglied des Rates. Sie arbeitet aber in ökumenischen Projektgruppen mit.

Gegenwärtig leidet der ÖKR unter dem Verhalten der russischen Orthodoxie wegen ihrer Befürwortung (Patriarch Kyrill) des Krieges gegen die Ukraine. Bei einem Besuch des ÖKR in Genf vor Jahren gestand mir ein Sprecher des ÖKR, dass solche Ausreißer dem Rat Schmerzen bereiten. Aber man müsse sie um der Ökumene willen aushalten.

Die ursprüngliche christliche Ökumene hat infolge der sich verändernden wirtschaftlichen und klimatischen Bedingungen mehr politische Bedeutung bekommen. Vertreter der „letzten Generation“ sehen das Klima der Erde und damit die Erde als Wohnraum für jedes Leben bedroht. Man mag wegen ihrer Protestmethoden verärgert sein. Ihr Anliegen jedoch besteht zurecht. Wir Heutigen sind verantwortlich, ob es für unsere Ökumene Erde eine lebenssichere und lebenswerte Zukunft gibt. Was dazu heute zu tun ist, akzentuieren die Texte dieses Heftes aus verschiedenen Perspektiven. Sie möchten Ihnen eine nachdenklich stimmende und anregende Lektüre zu eigenem ökumenisch-kreativem Verhalten sein.

Heinz Bernd Terbille

Ökumene ist Gerechtigkeit tun.

Predigt zu Jes 1, 10-17

in einem ökumenischen Gottesdienst zur Gebetswoche für die Einheit der Christen am 29. Januar 2023 in St. Sebastian Münster-Amelsbüren

Norbert Mette

Jesaja 1,10-17

10 Höret das Wort Jahwes, ihr Sodomsfürsten, vernimm unseres Gottes Weisung, du Gomorravolk!

11 „Was soll mir die Menge eurer Schlachtopfer?“ spricht Jahwe. „Brandopfer von Widdern und Fett von Mastkälbern habe ich satt. Das Blut von Stieren und Böcken bin ich leid. 12 Wenn ihr kommt, mein Angesicht zu schauen – wer hat von euch verlangt, dass ihr meine Vorhöfe zerstampft? 13 Bringt mir nicht dauernd vergebliche Gaben, ihr Rauch ist mir ein Gräuel. Neumond und Sabbat und den Ruf zu Festversammlungen – ich ertrage nicht länger Feier und Fest! 14 Eure Neumonde und Festzeiten hasst meine Seele; sie sind mir zur Last geworden. Ich bin es müde, sie zu ertragen. 15 Und wenn ihr eure Hände ausbreitet, dann verhülle ich meine Augen vor euch. Mögt ihr noch so viel beten, ich höre nicht hin. Eure Hände sind voll Blut.

16 Waschet und reinigt Euch!

Schafft eure schlechten Werke aus meinen Augen! Hört auf, Böses zu tun. 17 Lernet Gutes tun, und trachtet nach Gerechtigkeit! Helft dem Bedrückten, schafft Recht den Waisen und seid ein Anwalt der Witwen!“

Liebe hier zum ökumenischen Gottesdienst versammelte Gemeinde!

Eure Opfer widern mich an. Eure Festtage sind mir lästig. „Auch wenn ihr noch so viel betet – ich höre es nicht. Denn an euren Händen klebt Blut.“ (Jes 1, 15)

Es ist ein harter Brocken, den uns der gerade verletzte Bibeltext zumutet. Jesaja richtet der Bevölkerung von Jerusalem aus, was ihm Gott aufgetragen hat. Sodom und Gomorra sind im sprichwörtlichen Sinn Städte, die für Unmoral und Gotteslästerung stehen. Wenn Jesaja so die Jerusalemer anspricht, deutet er bereits an, was in dieser Stadt los ist und warum Gott darauf so heftig reagiert. Die Jerusalemer pflegen zwar viele verschiedene fromme Praktiken, aber das bleibt äußerliches und faktisch gotteslästerliches Gehabe. Denn Entscheidendes, was den Glauben ausmacht, unterbleibt, nämlich das Tun des

Guten und des Gerechten untereinander. In der zuvor vorgetragenen Perikope aus dem Markusevangelium wird das von Jesus bekräftigt: genau so wie Gott zu lieben gilt es, „... seinen Mitmenschen zu lieben wie sich selbst, das ist viel wichtiger als alle Brandopfer und anderen Opfer“ (Mk 12, 33).

Dass wir uns in diesem Gottesdienst mit diesem Abschnitt aus dem Jesaja-Buch beschäftigen, liegt daran, dass eine damit beauftragte Gruppe aus Minnesota den letzten Vers, den Vers 17, als Motto für die diesjährige Gebetswoche für die Einheit der Christen ausgesucht hat. Sie sehen darin die Gefühle, Kämpfe und Hoffnungen der heutigen Nachkommen der versklavten afroamerikanischen und indigenen Menschen in ihrer Heimat ausgedrückt, besonders den Rassismus, unter dem sie bis heute zu leiden haben.

„Lernt, Gutes zu tun! Sucht das Recht!“ fordert Jesaja seine Landsleute in Juda und Jerusalem im 8. Jahrhundert v.Chr. eindringlich auf. Er geht von der bitteren Tatsache aus und prangert sie an, dass es dort nicht zum Guten bestellt ist, dass allenthalben Unrecht herrscht. Einige Verse später führt er an, wie das konkret aussieht: „Wie konnte die treue Stadt zur Hure werden? Früher hatte hier das Recht seinen Platz, die Gerechtigkeit war hier zu Hause. Doch jetzt haben die Mörder das Sagen. Dein Silber, Jerusalem, ist mit Schlacke verunreinigt, dein Bier ist mit Wasser verdünnt. Deine Beamten halten sich nicht an die Gesetze, sie machen mit Dieben gemeinsame Sache. Sie lassen sich alle gern bestechen und sind auf der Jagd nach Geschenken. Doch für das Recht der Waisenkinder treten sie nicht ein. Die Klage der Witwe lassen sie bei Gericht nicht zu.“ (Jes 1, 21-23) Die, die Macht haben,

Denn der Gottesdienst ist nur dann gottgefällig, wenn er mit dem Menschendienst in Einklang steht.

bereichern sich – den Mittellosen verweigern sie ihre grundlegenden Rechte, um überhaupt leben zu können. Eine tiefe Spaltung ist in die Stadt eingekehrt. Flehentlich ruft Jesaja zur Umkehr auf: Jerusalem möge wieder zu einer Stadt des Rechts und der Gerechtigkeit werden – nicht zuletzt um endlich wieder Gebete und Gottesdienste verrichten zu können, die Gottes wirklich

würdig sind. Denn der Gottesdienst ist nur dann gottgefällig, wenn er mit dem Menschendienst in Einklang steht.

Hier haben wir es mit einem zentralen Aspekt des Gottesglaubens zu tun, der sich durch die ganze Bibel hindurch zieht. Der Alttestamentler Frank Crüsemann hat ihn mit seiner Feststellung auf den Punkt gebracht: „Will man alles, was die Bibel über Gott und Mensch

zu sagen hat, mit einem einzigen Wort zusammenfassen, so kommt allein der Begriff der Gerechtigkeit in Frage.“ Allein des im Laufe von mehr als 400 Jahren entstandenen Jesajabuch kommen die Begriffe „Recht“ und „Gerechtigkeit“ knapp 100 mal vor. Im Neuen Testament lässt sich beispielsweise die Bergpredigt treffend als ein hohes Lied der Gerechtigkeit bezeichnen: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch dazu gegeben.“ (Mt 6, 33) „Selig sind die, die verfolgt werden, weil sie für Gottes Gerechtigkeit eintreten.“ (Mt 5, 10)

„Will man alles, was die Bibel über Gott und Mensch zu sagen hat, mit einem einzigen Wort zusammenfassen, so kommt allein der Begriff der Gerechtigkeit in Frage.“

Frank Crüsemann

„Gottes Gerechtigkeit“ – was ist damit gemeint? Wie verhalten sich Gott und Gerechtigkeit zueinander? Die Bibel gibt dazu präzise Auskunft. So heißt es etwa bei Jesaja: „Der heilige Gott erweist sich als heilig durch Gerechtigkeit.“ (Jes 5,16) Der Prophet Jeremia betont zweimal „Der Name Gottes ist Gerechtigkeit.“ (Jer 23,6; 33,16) Laut Psalm 82 erweist sich der wahre Gott als derjenige, der den Armen und Bedrückten, den Deklassierten und Entrechteten zu ihrem Recht verhilft. Das Leitprinzip göttlichen Handelns ist demzufolge Gerechtigkeit. Und er will nichts anderes, als dass es im Umgang der Menschen untereinander gerecht zugeht und nicht die einen um des eigenen Vorteils willen die anderen ausbeuten und unterdrücken.

So gesehen ist Gerechtigkeit mehr als eine sozialetische Konsequenz des Glaubens, sondern bezieht sich auf das Zentrum des Glaubens selbst, auf Gott. Genau das drückt Jeremia (22, 16) aus, wenn er sagt, dass Menschen, wenn sie das Gerechte tun, Gott erkennen.

Doch, so stellt sich die Frage, wann geht es denn gerecht zu? Was ist das Kriterium dafür? Auch dazu findet sich in der Bibel eine konkrete Angabe. Gerechtigkeit meint in der hebräischen Sprache ein Tun, das in Unordnung Geratenes und somit Falsches wieder richtigstellt und auf das Gemeinwohl bedacht ist. Dass etwas in Unordnung geraten ist, zeigt sich am krassesten dann, wenn eine Gruppe in der Gesellschaft es sich bis zum Überfluss hin gutgehen lassen kann und die anderen stattdessen Tag für Tag dafür kämpfen müssen, über das Notwendige zum Leben und Überleben für sich und ihre Angehörigen sorgen zu müssen. Daran, wie es den Schwächsten geht, wird deutlich, ob es in der Gesellschaft gerecht zugeht oder nicht. Als besonders benachteiligt werden im Alten Testament – so wie auch in

dem hier behandelten Jesajatext – die Witwen und die Waisen genannt, an anderen Stellen ergänzt um die Fremden. Sich von deren Not betreffen zu lassen und ihnen zu ihrem Recht zu verhelfen sowie die, die rücksichtslos auf ihre Macht und ihren Reichtum aus sind, zur Verantwortung zu ziehen, genau das ist Handeln im Sinne Gottes. Denn er selbst hat sich als derjenige offenbart, der sich der Erniedrigten und Bedrängten annimmt und für sie Partei ergreift. An späterer Stelle im Jesajabuch (58, 6f, 9f) wird das konkret auf die daraus folgende soziale Praxis der Gläubigen übertragen: Es geht um parteilichen Einsatz in Form von Fesseln des Unrechts und der Gewalt zerreißen, Hungrige sättigen, Armen ein Obdach geben, Nackte bekleiden und den Mitmenschen sich nicht verschließen. Jesus hat diese Stelle in seiner Rede vom Weltgericht nach Matthäus (25, 31-46) aufgegriffen und bekundet, dass er selbst es ist, der in den Hungrigen, Durstigen, Fremden, Nackten, Kranken und Gefangenen begegnet. Diese „Option für die Armen“ und Benachteiligten ist in jüngerer Zeit von der Theologie der Befreiung wiederentdeckt worden und wird in ihrer Praxis beherzigt – bis dahin, dass die Armen als Protagonisten der Verkündigung der Frohen Botschaft gelten, weil sie sich mit der ihnen aufoktroierten prekären Lebenssituation in der Bibel wiederfinden.

Wenn dieser Gott, wie es in beiden biblischen Testamenten heißt, ein Volk erwählt und mit ihm einen Bund schließt, dann möchte er damit bewirken, dass wenigstens innerhalb dieser Gemeinschaft nach Art einer Modellgesellschaft die Befolgung dieser seiner Gerechtigkeit konsequent gelebt wird und sie damit den anderen Nationen zum Vorbild wird. Dazu erwählt zu sein, gilt nicht nur für den weiterhin bestehenden alten Bund, sondern auch für den neuen Bund, also für uns Christgläubige und für unsere Kirchen. Was den Einsatz für die Armen und Benachteiligten angeht, so geschieht durchaus viel Gutes und Vorbildliches – im Kleinen vor Ort und im Großen weltweit. Doch ist bei diesem Tun in den eigenen Reihen allgemein bewusst, dass es nicht erst als sozialethische Aufgabe aus dem Glauben folgt, sondern dass es für den Glauben an den biblischen Gott konstitutiv ist? Veräterisch ist, dass häufig von Kirche und Diakonie, von Kirche und Caritas nebeneinander gesprochen wird, als wären das zwei jeweils eigenständige Bereiche. Nein, Kirche ist Diakonie, Kirche ist Caritas – sonst ist sie keine Kirche. Und es ist Pflicht nicht nur des oder der einzelnen Gläubigen, sondern der Kirche als ganzer und der Kirchen, in dem Streit um Gerechtigkeit hierzulande und weltweit Position in

Wort und Tat zu beziehen, insbesondere überall dort, wo Menschenwürde und Menschenrechte mit den Füßen getreten werden. Dass damit manchen – möglicherweise auch in den eigenen Reihen – vor den Kopf gestoßen wird, hat schon Jesus selbst bitter erfahren müssen. Dieses entschiedene Parteiergreifen nach außen für die und mit den zur Ungerechtigkeit Verdamnten ist allerdings nur glaubwürdig, wenn ebenso entschieden innerkirchlich Gerechtigkeit praktiziert wird. Dass es auch hier massive Versäumnisse gibt, ist nur zu offensichtlich und braucht nicht eigens im Einzelnen benannt zu werden. Es ist wohl auch hier ein kräftiger „Wumms“ nötig, damit die Kirchen aus ihrer Beschäftigung mit sich selbst herauskommen.

Eine kurze Zwischenbemerkung zur Ökumene: Wenn die Kirchen wirklich ernstnehmen, dass der Einsatz für Gerechtigkeit und damit für Frieden, Freiheit und Nachhaltigkeit für den Glauben an den biblischen Gott konstitutiv ist, dann würde der Streit um die noch bestehenden Differenzen in den Lehrfragen ein ganz anderes Gewicht bekommen. Auch sie wären daraufhin zu befragen, ob sie inhaltlich hinreichend dem Aspekt der Gerechtigkeit Gottes Rechnung tragen. Bei der so zentral gemachten Frage der Eucharistie bzw. des Abendmahls ließe sich das konkret durchbuchstabieren. Vom früheren Generaloberen des Jesuitenordens Pedro Arrupe ist der Satz überliefert: „Wenn es in einem Teil der Welt Hunger gibt, bleibt unsere Eucharistiefeyer in allen Teilen der Welt irgendwie unvollständig.“

Wenn die Kirchen wirklich ernstnehmen, dass der Einsatz für Gerechtigkeit und damit für Frieden, Freiheit und Nachhaltigkeit für den Glauben an den biblischen Gott konstitutiv ist, dann würde der Streit um die noch bestehenden Differenzen in den Lehrfragen ein ganz anderes Gewicht bekommen.

Zum Schluss bleibt noch die Frage: Wenn Glaube und Gerechtigkeit biblisch gesehen so eng zusammenbuchstabiert werden müssen, wie ist es dann um das Gebet und den Gottesdienst im Sinne der direkten Zuwendung an Gott bestellt? In der bedrängten Zeit des nationalsozialistischen Unrechtregimes hat der inhaftierte Dietrich Bonhoeffer in folgender Formel ausgedrückt, worin im Kern die christlich-gläubige Praxis besteht: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen. Der Clou dieser Formel ist, dass sich beides wechselseitig bedingt: Das Beten gewinnt durch das Tun des Gerechten seinen Inhalt; es lässt von Gott her und vor ihm den Blick nicht nur auf sich selbst

richten, sondern auf die Nächsten und Fernsten, besonders die un- gerecht Leidenden. Das Tun des Gerechten kämpft leidenschaftlich da- für, dass etwas von Gottes Gerechtigkeit als Sonne in die Welt hinein scheint; es bleibt aber in der betenden Hinwendung zu diesem Gott davor bewahrt, fanatisch und damit inhuman und widergöttlich zu werden.

„Lernt Gutes zu tun, sucht das Recht! Weist den Unterdrücker in die Schranken! Verhelte dem Waisenkind zum Recht! Zieht für die Witwe vor Gericht!“ (Jes 1, 17) Amen

Norbert Mette ist ein deutscher, römisch-katholischer Theologe und lehrte an der Universität Dortmund. Sein Schwerpunkt ist die Religionspädagogik. Er ist Mitglied des Freckenhorster Kreises.

Zum Tod von Dom Helder Câmara

Dom Helder Câmara ist ein Prophet des 20. Jahrhunderts

Pressemitteilung von „Wir sind Kirche“ Hannover, 29. August 1999

Als Prophet des 20. Jahrhunderts würdigt die KirchenVolksBewegung „Wir sind Kirche“ den verstorbenen früheren Erzbischof von Olinda und Recife, Dom Helder Câmara. „Durch seine Worte und Taten, in seinen Schriften und seinem Leben hat Câmara die Hoffnung auf soziale Gerechtigkeit und Frieden im Geist und im Herzen der Men- schen nicht nur seines eigenen Landes, sondern in ganz Lateinamerika und in der ganzen Welt wachgehalten“, erklärt Christian Weisner für

„Durch seine Worte und Taten, in seinen Schriften und seinem Leben hat Câmara die Hoff- nung auf soziale Gerechtigkeit und Frieden im Geist und im Herzen der Menschen nicht nur seines eigenen Landes, sondern in ganz Lateinamerika und in der ganzen Welt wachgehal- ten.“

Wir sind Kirche, „mit seinem lebens- langen unermüdlichen Einsatz ist die- ser Bischof ein Symbol seelsorgli- cher Hingabe und prophetischen Mut- es.“

Für die KirchenVolksBewegung ist Bischof Câmara ein Hoffnungsträ- ger für gerechtere Strukturen auch innerhalb der katholischen Kirche. Er hat immer darauf bestanden, dass die Kirche Jesu Christi sich mit den Armen, den Unterdrückten und Aus-

gestoßenen identifizieren soll und dass die Kirche einen Lebensstil

entwickeln muß, der mit dieser Aufgabe übereinstimmt. „Wenn die Kirche nicht den Mut hat, ihre eigenen Strukturen zu reformieren, wird sie niemals die moralische Kraft haben, die Strukturen der Gesellschaft zu kritisieren“, sagte Câmara 1972. (zitiert nach Harald Pawlowski "Der zweifache Tod des Propheten", Publik-Forum 10. September 1999 <http://servir.de/artikel/pf0999/camara.htm>)

Bei seiner Bischofsernennung bezeichnete er sich als Christ, dessen Herz im ökumenischen Sinne weit offen für die Menschen aller Glaubensbekenntnisse und aller Weltanschauungen sei. Als Bischof der katholischen Kirche sah er sich in der Nachfolge Christi, um zu dienen, nicht um sich bedienen zu lassen.

Câmara gründete die ersten kirchlichen Basisgemeinden in Brasilien und gehörte zu den profiliertesten Vertretern der Befreiungstheologie, was ihm

später große Schwierigkeiten mit dem Vatikan einbrachte.

Câmara wandte sich dagegen, jeden Versuch menschlicher Besserstellung und jeden Bewußtseinswandel vorschnell als Umsturz und Kommunismus zu bezeichnen, weshalb er von vielen als „roter“ Bischof diffamiert wurde. Er selber sah seine Aufgabe in der Aufdeckung der Lüge des Patriarchalismus und der Bekämpfung des internen Kolonialismus. Er kritisierte auch den Fatalismus, der sich häufig hinter einer das Autoritätsprinzip unterstützenden Religion versteckt. Câmara hat sich zur Stimme derer gemacht, die keine Stimme haben. Diese Stimme bittet nicht nur um Hilfe, sondern fordert Gerechtigkeit. Bischof Câmara war aber nicht nur ein Mensch von tiefer Spiritualität, sondern auch ein großes Organisationstalent. Er gründete die „Operation Hoffnung“ als entscheidendes Instrument der kirchlichen Hilfe für die Ärmsten der Bevölkerung.

Auf seine Initiative wurde 1952 die brasilianische Bischofskonferenz gegründet, deren erster Generalsekretär er war und aus der der berühmte Rat der Bischöfe für ganz Lateinamerika CELAM entstand.



Foto: F. Kerstiens

Während des Konzils war Cãmara eine der stärksten treibenden Kräfte des nach langem zähen Ringen zustande gekommenen Konzilsdokuments „Kirche in der gegenwärtigen Welt“. Obwohl er nicht in einer einzigen öffentlichen Generalversammlung gesprochen hat, bezeichnete Mario von Galli ihn als vielleicht einflußreichsten Konzilsvater.

1970 erhielt Cãmara in den USA die Martin-Luther-King Auszeichnung für seinen mutigen Beitrag zur gewaltlosen Änderung der sozialen Strukturen. Für den Friedensnobelpreis wurde er mehrfach vergeblich vorgeschlagen. 1972 wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster verliehen. 1974 konnte Cãmara – eine Reaktion auf die Verleihung des Friedensnobelpreises 1973 an den amerikanischen Außenminister Henry Kissinger und dessen nordvietnamesischen Kollegen Le Duc Tho – den Volksfriedenspreis in Norwegen sowie eine große Spende des Cãmara-Fonds in Deutschland entgegennehmen. Diese Unterstützung aus dem Ausland hat mit dazu beigetragen, ihn, der ständig in Lebensgefahr schwebte, vor Verfolgungen im eigenen Land zu bewahren.

Helder Pessôa Cãmara wurde am 7. Februar 1909 als zweitjüngstes von 13 Geschwistern in Fortaleza im Nordosten Brasiliens geboren. Der ungewöhnliche Vorname Helder ist das niederländische Wort für klar, hell und bezeichnet gleichzeitig eine holländische Festung. Pessôa ist der Familienname der Mutter. 1952 wurde er Weihbischof in Rio de Janeiro, 1955 Erzbischof-Koadjutor. 1964 ernannte ihn Papst Paul VI. zum Erzbischof von Olinda und Recife, dem Armenhaus Brasiliens im Nordosten des Landes. 1985 emeritierte er.

Am 27. August 1999 starb Dom Helder Cãmara im Alter von 90 Jahren.

Christus ist auf die Welt gekommen,
damit die Menschen das Leben haben
und damit sie es in Fülle haben.
Dass niemand zu einem Gegenstand,
zu einer Sache herabgesetzt wird,
dass die Menschenrechte keine toten Buchstaben seien.

Lasst uns nicht Missbrauch treiben
mit Christus, dem Befreier:
ein so großer Name, ein so tiefer,
ein so reiner Name
kann nur gegen jegliche Sklaverei
verwendet werden.

Dom Helder Cãmara

Rom enthüllt sein autoritäres Gesicht

Hermann Häring

Der Heilige Stuhl hat geschrieben. Rein technisch ist das natürlich nicht möglich, denn von schreibenden Stühlen weiß nicht einmal die Märchenwelt. Doch wer kennt sich in der atavistischen Rhetorik der vatikanischen Diplomaten- und Behördensprache schon aus? Laut offizieller Definition handelt es sich um ein Völkerrechtssubjekt, das gleichermaßen für drei Institutionen steht, die treue Katholik*innen gerne zusammendenken: (1) den Bischof (der auf diesem Thron sitzt) mit dem Bistum von Rom, (2) den Papst mit der römischen Gesamtkirche sowie (3) den Vatikanstaat, der immer noch die Tiara im Wappen trägt. Natürlich haben auch die Bistümer ihre Stühle, die man „bischöflich“ nennt; auch von ihrer Existenz und Bedeutung weiß man wenig. Im deutschen Rechtsraum gelten sie in erster Linie als Träger des Vermögens, über das ein Bischof – über Kirchensteuern und staatliche Zuwendungen hinaus – „zur Erfüllung seiner Aufgaben“ verfügt. Wie sehr sich diese Stühle jeder Transparenz entziehen, hat uns 2013 der Limburger Tebartz van Elst vor Augen geführt. Viele Bischöfe können bis heute die unter ihren Stühlen gehorteten Reichtümer nicht einmal global beziffern.

Seit einigen Tagen zieht der Heilige Stuhl Roms das Interesse auf sich. Wenn man dem Briefkopf seines ominösen Schreibens vom 24.07.2022 glauben will, hat dieses Möbelstück - es steht in der Lateranbasilika so leer wie der Thron Karls des Großen im Aachener Dom - den Synodalen Weg zwar massiv in die Schranken gewiesen, aber seinen Sitz sozusagen leer gelassen, indem er jede Unterschrift und mündliche Erklärung verweigerte. Dieser Vorgang führt zu ebenso massiven Irritationen. Zwar weiß man auch in Rom, dass dieser Stuhl nicht schreiben kann, aber er steht einem Repräsentanten zur Verfügung, der ihn einmal in Besitz genommen hat, in diesem Fall Papst Franziskus. Auch die Präfekten oder Präsidenten hoch autorisierter päpstlicher Behörden könnten mit Autorität ein Stuhldokument unterzeichnen. Jedenfalls gehörte es schon immer zum guten kurialen Stil, dass solche Dokumente von den Personen signiert sind, die sie unmittelbar verantworten. Vor wem sollten sie, die Allsorgenden, sich jetzt plötzlich verstecken?

Was also ist der Grund dieses respektlosen Stilbruchs? Ist denn der

römische Stuhl zu einem Roboter mutiert, der selbständig seine Verlautbarungen generiert, nachdem er Denzinger und Codex bis auf Punkt und Komma in sich verrechnen kann? Natürlich steckt hinter dem Inhalt eine Gruppe von einflussreichen Kardinälen und Bischöfen (inner- und außerhalb des Vatikans), die seit geraumer Zeit schon ihr denunziatorisches Spiel treiben und dem Papst ihre subjektiven Geschehensversionen einflüstern; so gesehen geht es noch immer wie in einem absolutistischen Staatswesen zu. Einige Stimmen sind wohlbekannt, andere werden von Insidern vermutet oder lassen sich mit Plagiatsvergleichen aufspüren, von wieder anderen weiß man, wie nahe sie dem Papst stehen. Warum gibt es unter ihnen nicht wenigstens eine Person, die für diese hinterhältige Aktion ihren Namen hergibt? Die Schrecken vor und die Verachtung gegenüber den deutschen Ereignissen müssen tief eingedrungen sein und die Art der Reaktion ist bezeichnend. Auch scheint der konkrete Gehalt kritizierter Positionen nicht zu interessieren, denn der Stuhl reduziert alles auf ein Autoritätsproblem, auf Befehl und Gehorsam: Seid ihr für oder gegen mich? Der Synodale Weg in Deutschland, so der Stuhl, sei „nicht befugt, die Bischöfe und die Gläubigen zur Annahme neuer Formen der Leitung und neuer Ausrichtungen der Lehre und der Moral zu verpflichten.“ Herr im Hause sind also wir. Dabei möchten die reformorientierten Glaubensgeschwister in Deutschland doch nur ins Gespräch kommen und Auswege aus der Kirchenmisere aufzeigen.

Deshalb verdient dieses Schriftstück keine Beachtung, solange keine Unterschrift nachgereicht ist. Nach allen Regeln einer geschwisterlichen Kommunikation haben sich Autor bzw. Autoren des Textes durch ihr Verhalten vorerst diskreditiert. Dass Papst Franziskus dem Schreiben zugestimmt hat, ist nicht auszuschließen, denn auch er hat sich vor einigen Wochen in verdeckt-ironischer Weise über den Synodalen Weg geäußert. Es gebe schon eine gute Evangelische Kirche, meinte er, wir bräuchten keine zweite. Diese böse Ironie hat das Papstamt nicht nötig, es sei denn, es möchte selbst mit Ironie behandelt werden und seine Autorität ruinieren. Papst Franziskus wähnt sich fortschrittlich, indem er das entscheidende Drittel der Synodalität einfach kassiert: zuhören und begegnen ja, mitentscheiden nein. So wird Solidarität zur scheppernden Münze und den Betroffenen, die sich mit ihrem Herzblut an der Reform einer zerbrechenden Kirche engagieren, wird jetzt auch das Recht der Begegnung verweigert. Allerdings gibt dieser Eklat auch jenen zu denken, die den Synodalen Weg voranbringen und mit erstaunlichem Selbstbewusstsein an der

Erstellung der einschlägigen Papiere arbeiten, denn man kann sich über die angemessene theologische Qualität etwa des schon vorliegenden Orientierungs- und des schon weit gediehenen Amtspapiers streiten. Das Orientierungspapier ergeht sich in Allgemeinheiten auf Grundkursniveau und das Amtspapier kommt über Vorschläge zur Symptombehandlung der Machtfrage nicht hinaus; auf die traditionellen Argumente der Gegenseite geht es nicht ein. Die Bischöfe sollten von den Reformkräften auch hören dürfen, warum ihre Traditionsargumente eben nicht überzeugen und wie oft diese schon einhellig widerlegt wurden. Immanente Kritik ist noch immer die konstruktivste und sie gehört zu einem fairen Gespräch.

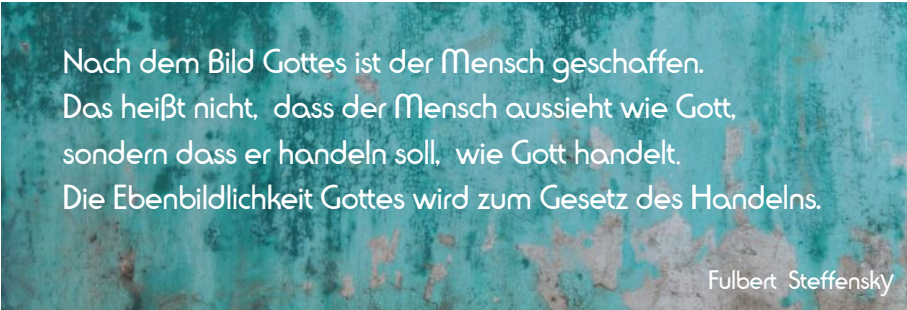
Allerdings würde sich dann auch zeigen: Nicht ungeschoren bleiben darüber hinaus auch traditionelle Glaubensformen. Sie galten bislang als tabu und zu ihrem Schutz wurden unter den vorhergehenden Pontifikaten gravierende Sanktionen verhängt gegen Theologinnen und Theologen, theologische Konzepte und pastorale Praktiken. Johannes Paul II. und Benedikt XVI. sind als Meister ausgeklügelter Blockade Maßnahmen nicht vergessen. Die Liste der Verurteilungen ist lang und es würde sich lohnen, diese Fehlentscheidungen noch einmal durchzugehen, offen zu benennen und auf Widerrufe zu drängen, denn geholfen haben die drastischen Maßnahmen von vorgestern nur wenig. Im Gegenteil, sie haben den Niedergang beschleunigt und vergiftet die Atmosphäre bis heute; bloße Appelle zur Geschwisterlichkeit nützen da wenig. Ohne ausdrückliche Korrekturen und konkrete Richtigstellungen kann es keine Heilung geben.

Grundlegende Korrekturen des römisch-katholischen Menschenbilds und unserer Erlösungsideen sind ebenso fällig wie die Revision von Christus- und Gottesbildern, die bis heute von spätantikem Denken geprägt sind. Uns interessiert nämlich nicht nur, wie monokratisch unsere Bischöfe mit ihrer Macht umgehen, sondern auch, was ihre kirchliche Macht konkret bewirken will, auf welche Menschen sie trifft, ob diese Macht uns als geborene Sünder traumatisieren darf und ob es eine heilsnotwendige Sakramentenkirche gibt, hinter der das prophetische Wort verblassen muss. Wer eine solche Auseinandersetzung nicht wagt, kann auch in Sachen Missbrauch und Vertuschung nicht auf eine grundlegende Erneuerung hoffen, denn beide Wirklichkeiten gehören zusammen. Solche Überlegungen könnten auch zeigen, warum katholische und evangelische Kirchen in Sachen Relevanzverlust im selben Boot sitzen. Vielleicht würde so auch klar, warum und wozu ökumenische Gespräche unverzichtbar sind. Sie

müssten endlich den Konfessionalismus beider Seiten überwinden, statt ihn bei jedem Anlass im gegenseitigen Lob immer wieder zu bestätigen.

Wie bekannt verlassen immer mehr Gläubige die offizielle Institution der römisch-katholischen Kirche, um ohne ihre Zwänge und Unbußfertigkeit ein glaubwürdigeres christliches Leben zu führen. So wurde der Kirchenaustritt inzwischen zu einer spirituell begründbaren und weithin beachteten Entscheidung, die eine Zusammenarbeit mit katholischen Christ*innen, selbst Gottesdienstbesuche nicht ausschließt. Sie signalisiert, was schon bei Paulus zu lesen ist: Wir stehen zu unserer Kirche, brauchen aber keine „Überapostel“, die es bei uns wieder gibt. Auch Paulus ließ sich von ihnen nicht beeindrucken (2 Kor 11,5; 12,11). Ihretwegen gibt es heute viele, die dem Anschein nach „draußen“, in Wirklichkeit aber „drinnen“ sind, wie Augustinus schon sagte. Solange die Personen auf dem Bremserstühlchen diese Dialektik nicht begreifen, sollten sie sich nicht wundern, wenn ihnen in wachsendem Maße alle Glaubwürdigkeit abhandenkommt und sie nicht mehr als Bürgen der apostolischen bzw. christlichen Botschaft anerkannt werden. Möglicherweise ist mal wieder die Zeit gekommen, um Petrus und den eingeschleusten Traditionsaposteln ins Angesicht zu widerstehen (Gal 2,11). Das ist keine Drohung, sondern gehört zu den Zeichen der Zeit. Und noch einmal: Wer ernstgenommen werden will, möge sich an die Umgangsregeln des gegenseitigen Respekts halten.

Hermann Häring ist ein deutscher Theologe. Nach seiner Promotion in ökumenischer Theologie (1970) war Häring wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für ökumenische Forschung in Tübingen unter Leitung von Hans Küng. Gegenwärtig arbeitet er hauptsächlich an Fragen der Kirchenreform und des interreligiösen Gesprächs.



Nach dem Bild Gottes ist der Mensch geschaffen.
Das heißt nicht, dass der Mensch aussieht wie Gott,
sondern dass er handeln soll, wie Gott handelt.
Die Ebenbildlichkeit Gottes wird zum Gesetz des Handelns.

Fulbert Steffensky

Krankmachendes „Klerikalien“

Drei pathogene Komplexe der Katholischen Kirche

Alfred Kirchmayer

„Die einzig wahrhafte Kraft gegen das Prinzip von Auschwitz wäre Autonomie ... die Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen.“ (Th. W. Adorno)

„Wir wollen ja nicht Herren über euren Glauben sein, sondern wir sind Helfer zu eurer Freude.“ (2 Kor 1, 24)

Meines Erachtens lässt sich die Psycho- und Soziopathologie der katholischen Kirche auf drei Komplexe zurückführen, die die Organisation und Struktur, die Spiritualität und Theologie immer noch massiv bestimmen: ein Autoritätskomplex, ein Reinheitskomplex und ein Männlichkeitskomplex. Diese Komplexe sind vielschichtig ineinander verwoben. Sie sind Ausdruck des herrschenden Missbrauchs der christlichen Botschaft zur klerikalen Machtausübung und zur Produktion von Untertanen. Darum nenne ich die real existierende katholische Kirche

Die Botschaft Jesu hat mit klerikaler Herrschaft nichts am Hut!

„Klerikalien“, weil die Mehrheit der klerikalen Führer mit der Zentrale im Vatikan noch immer nicht verstanden hat, dass allein christliche Mündigkeit dem Geist Jesu entspricht.

Aber leider ist von den vatikanhörigen Bischöfen nicht zu erwarten, dass sie das Evangelium als Frohe Botschaft für mündige Menschen verkünden. Die meisten

von ihnen sind schlicht verwöhnte Junggesellen mit auffälligen Kopfbedeckungen, die auf ihre vielen Privilegien nicht verzichten werden, wenn sich die Kirche, also „das Volk Gottes unterwegs“ das weiter gefallen lässt. Und die Aufgabe der Bischöfe ist fast unerfüllbar, nämlich vatikanhörig zu sein und zugleich das christliche Leben in ihren Diözesen, gemeinsam mit dem Volk Gottes unterwegs, zu fördern. Seit langer Zeit hat sich die klerikale Führungsschicht vom Volk Gottes abgespalten. Sie lebt eigentlich in einem Schisma! Das ist sehr komisch, aber sicher nicht katholisch.

Die Menschheit wird seit Jahrtausenden in vielfältiger Weise von zwei Kardinallastern gequält: Erstens: die Mächtigen missbrauchen rücksichtslos ihre Macht. Und zweitens: das Volk lässt sich das gefallen! Eine Ursache dafür kommt in diesem Witz klar zum Ausdruck: *Zwei*

Pfarrer treffen sich am Stephansplatz in Wien. „Hast du schon gehört, dass vor dem Sprechzimmer des Kardinals Zebrastreifen angebracht wurden?“ - „Nein, aber warum?“ - „Na klar, dass die Kriecher von den Radlfahrern nicht verletzt werden!“

Der evangelische Pfarrer, begeisterte Christ und Psychoanalytiker Oskar Pfister in Zürich, hat das Elend des Katholizismus vor 70 Jahren auf den Punkt gebracht: *„Der Katholizismus erzeugt Angst, indem er einerseits in den Kinderseelen und im Gemüt der Erwachsenen fortgesetzt Furcht hervorruft, andererseits das Leben in sehr weitem Umfang*

und hohem Grad hemmt, und zwar sowohl die Triebe, vornehmlich den Sexualtrieb (Zölibat), als auch sublime Geistesbetätigung, vornehmlich das freie Denken und die Selbstbestimmung, die er durch Vermassung vielfach ausschaltet.“ (Ringel, Kirchmayr, 1985, S. 90) Das gilt bis heute: Katholiken dürfen sich nicht in ihre eigenen Angelegenheiten einmischen! Es gibt schließlich Führer und Geführte! Im Jahr 1908, als Pius X. die Ketzerverfolgungen im Namen des Antimodernismus begonnen hatte und den Frauen das Singen im Kirchenchor verbieten wollte, weil dieses Singen ein „liturgischer Akt“ wäre, zu dem Frauen nicht fähig sind, in diesem Jahr schrieb Sigmund Freud: *„Im Allgemeinen habe ich nicht den Eindruck gewonnen, dass die sexuelle Abstinenz energische, selbständige Männer der Tat oder originelle Denker, kühne Befreier und Reformer heranbilden helfe, weit häufiger brave Schwächlinge, welche später in die große Masse eintauchen, die den von starken Individuen gegebenen Impulsen widerstrebend zu folgen pflegt.“* (Freud, 1974, S. 26)

„Der Katholizismus erzeugt Angst, indem er einerseits in den Kinderseelen und im Gemüt der Erwachsenen fortgesetzt Furcht hervorruft,..... andererseits das Leben in sehr weitem Umfang und hohem Grad hemmt,..... vornehmlich das freie Denken und die Selbstbestimmung, die er durch Vermassung vielfach ausschaltet.“
(Ringel, Kirchmayer)

Der Autoritätskomplex

Echte Autorität fördert die allseitige Entfaltung des Menschen und ermutigt ihn zu mündiger persönlicher und sozialer Lebensgestaltung. Sie bildet die Voraussetzung für kreative Kulturarbeit. Dagegen bewirkt der Autoritätskomplex den Missbrauch des menschlichen Grundbedürfnisses nach Sinn und Orientierung zum Zweck der Herrschaftsausübung und Unterdrückung von einzelnen Menschen, Gruppen und ganzen Völkern. Wenn ein System, sei es politisch oder reli-

giös, von diesem Komplex befallen ist, produziert es bewusst oder unbewusst unmündige Massenmenschen.

Besonders seit der „Konstantinischen Wende“ hat die christliche Religion vielfach zur Legitimierung und Stabilisierung von Machtsystemen gedient. Durch eine entsprechende Beeinflussung wird erreicht, dass sexuell-erotische Kontakt- und Berührungsbedürfnisse ebenso wie aggressive Ablösungs- und Angriffsbedürfnisse durch Berührungsängste aller Art überlagert werden. Die Kultivierung der vitalen Triebe und der geistigen Potenz, die Fähigkeit zu kritischer Auseinandersetzung mit sich selbst und mit der Welt, zum Fragen und Hinterfragen wird unterbunden und durch Ängste gelähmt.

Durch Angsterzeugung und Verdummung der eigenen Sinnes- und Besinnungsorgane werden autoritätshörige Massenmenschen herangezogen, die als „Gläubige“ im Sinne des Für-wahr-Haltens dessen, was „Obrigkeiten“ sagen, funktionieren. Dieser Komplex entspricht einer Sklavenhaltergesellschaft. Der Kern des Kirchenrechts und der Moralthologie fördert ihn.

Der Reinheitskomplex

Blaise Pascals These „Wer zum reinen Geist werden will, wird zum reinen Tier“ bestätigt sich in den mörderischen Auswirkungen fundamentalistischer Systeme, seien sie politischer oder religiöser Art. Fanatische Fixierungen auf reine Lehren, reine Seelen, reine Rassen führen immer zu grauenhaften Exzessen. Pointiert gesagt: Zuerst kommen die Rufmörder, dann die Mordrufer und schließlich die Mörder - und dies immer im Namen Gottes oder eines großen Ideals!

Zuerst kommen die Rufmörder, dann die Mordrufer und schließlich die Mörder - und dies immer im Namen Gottes oder eines großen Ideals!

Statt einer erotischen Kultur, geprägt durch die Entfaltung unserer Vernunft und Liebesfähigkeit, wurde und wird neurotisches Elend verbreitet. Die Kräfte der Sexualität und unsere Fähigkeit zu kreativer Angriffslust werden verpönt. Wie anders Thomas von Aquin: *„Begehrtenwert sind die Geschöpfe, köstlich und schön. Wie Bäche entspringen sie dem göttlichen Quell, der durch sie die Menschen begeistert und ganz und gar an sich zieht.“* (Zander 2012, S.50)

Menschen, Gruppen oder Religionsgemeinschaften, die von diesem Komplex befallen sind, neigen dazu, alles Eigene, Angeeignete zu idealisieren und alles Fremde und Abgelehnte zu entwerten. Ideali-

sieren und Entwerten sind die herrschenden, rigide eingesetzten Abwehr- und Austausch-Strategien. Hinter dieser beanspruchten Reinheit verbirgt sich unbewusster Selbsthass, der die mörderische Destruktivität nährt. Ein solches Reinheitsideal führt zu kriegerischen Kämpfen, zu Massakern, Folter und Gehirnwäsche. Die eigene Destruktivität wird zum „heiligen Zorn“ verklärt, der gegen die „Feinde Gottes“ als „Heiliger Krieg“ gegen „das Böse“ eingesetzt wird. Der Gründer der fundamentalistischen katholischen Organisation „Opus Dei“, der unlängst heiliggesprochene Josemaria Escriva, erwähnt in seinem spirituellen Standardwerk „Der Weg“ jede Menge Forderungen ähnlicher Art: „Wenn du begriffen hast, dass der Leib dein Feind ist und Feind der Verherrlichung Gottes, weil er deine Heiligung bedroht, warum fasst du ihn da so weich an?“ (Nr. 227). Oder: „Die Augen! Durch sie geht viel Böses in dein Inneres ein. (. . .) Was musst du herumgucken, wenn du deine Welt in dir trägst?“ (Nr. 183[]). Wie anders war die Einstellung des Heiligen Franz von Assisi: Der kleine Franz nannte seinen Leib liebevoll „mein Bruder Esel“.

Die römisch-katholische Sexualmoral ist eigentlich eine Moral für Kainchen. Sie trägt immer noch zur völlig verlogenen „Kulturheuchelei“ (Sigmund Freud) bei. Die weltweit verbreiteten kirchlichen Missbrauchs-Verbrechen zeigen, wie sehr Verlogenheit und Sadismen subkutan wirken! Freud kritisiert 1927 diese bürgerliche und kirchliche Verlogenheit in Sachen Sexualität und Aggression massiv: „In-dem sie (die Pädagogik) die Jugend mit so unrichtiger psychologischer Orientierung ins Leben entlässt, benimmt sich die Erziehung nicht anders, als wenn man Leute, die auf eine Polarexpedition gehen, mit Sommerkleidern und Karten der oberitalienischen Seen ausrüsten würde!“ (Freud, 1974, S. 260)

Der Männlichkeitskomplex

Dieser Komplex ist mit dem Autoritäts- und Reinheitskomplex vielfältig verwoben, psychologisch ebenso wie kulturgeschichtlich und politisch. Denn kulturgeschichtlich betrachtet leitet sich das Christentum aus patriarchalischen Wurzeln her. Ähnlich dem Judentum und dem Islam muss es auch heute noch als eine der Säulen des Patriarchats bezeichnet werden. Dass von Anfang an jesuanische Gegentraditionen im Spiel waren, die nicht so geschichtsmächtig wurden, ist offensichtlich. Die Botschaft Jesu hat mit klerikaler Herrschaft nichts am Hut!

Deshalb muss es in „Klerikalien“ selbstverständlich massive Entwertun-

gen der Frauen und generell viele innerkirchliche Christenverfolgungen geben.

Denn eine präpotente Männerherrschaft hat die Frauen in die Rolle der Dienenden und Schweigenden gedrängt. Dem „Weltmann“ hat die „Haus- oder Wohnungs-Frau“ zu dienen, demütig, pflegeleicht im Verborgenen. Und dort muss sie sich alles gefallen lassen, was Männer so wollen. Eine Frau kann nicht Gemeindeleiterin werden, weil ihr „die natürliche Ähnlichkeit mit Jesus“ fehle, das konnte man unlängst aus dem Vatikan vernehmen.

Statt einer dringend nötigen Kultur der Gefühle werden emotionale Idiotie und emotionaler Infantilismus gefördert. Dies führt zur Verbreitung der „*dementia rationalis*“, einer schweren Krankheit als Ausdruck einer zerstörten „Erdung“, der guten Beziehung zur „Mutter Erde“, zum Weiblichen, zum Leiblichen und zur Natur generell. Auch in der Medizin werden Krankheiten oft „bekämpft“, anstatt die Selbstheilungskräfte zu stärken. Und die Moralthologie bekämpft einseitig das sogenannte Böse. Der „Neurosenkavalier“ Erwin Ringel hat zu recht gesagt: *„Wenn Jesus heute käme, würde er das Kirchenrecht und die*

Moralthologie sofort abschaffen!“

„Wenn Jesus heute käme, würde er das Kirchenrecht und die Moralthologie sofort abschaffen!“

Erwin Ringel

In der Sexualmoral äußert sich dieser Komplex in einer ausbeuterischen Leibfeindlichkeit, in der Unterdrückung und Entwertung der Frauen und selbstverständlich auch in der kapitalistischen Ausbeutung der vielfältigen Tätigkeiten der Frauen in Erziehung, Pflege und Haushalt! Die verdrängten und abgespaltenen

vitalen Kräfte werden dann verteufelt und kehren als Hexen und Dämonen wieder. Jegliche Inquisition produziert sich selbst ihre Opfer!

Christlicher Glaube - eine frohe Botschaft

Weil das Evangelium eine frohe Botschaft ist, beginnt im II. Vatikanum die Solidaritätserklärung der Kirche mit der Menschheitsfamilie mit dem Wort Freude: *„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“*

Auch Friedrich Nietzsche erkannte die christliche Vitalkraft Freude: *„Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut. Das allein, meine Brüder (und Schwestern, A. K.) ist unsere Erbsünde! Und*

Lernen wir besser uns freuen, so verlernen wir am besten, anderen wehe zu tun und Wehes auszudenken."

Und dieser köstliche Sponti-Spruch atmet kurz und bündig christlichen Esprit: *Liebe dich selbst - dann kann dich die ganze Welt... gernhaben!* (vgl. Mt 19, 19!) Das „Selbst“ ist das Ensemble aller meiner Beziehungen (Leib, Seele, Geist, Kunst, Natur, Freunde ...) und somit viel mehr als das kleine „Ego“.

Literatur

Escruid, Josemaria (1967): Der Weg Adams. Köln.

Freud, Sigmund (1974): Sigmund Freud. Studienausgabe Bd. IX. Fischer. Frankfurt a. M.

Kirchmayr, Alfred, Dietmar Scharmitzer (2008): Opus Dei. Das Irrenhaus Gottes? Edition vabene. Wien/ Klosterneuburg

Perner, Rotraud A (2010, Hrsg.): Missbrauch Kirche- Täter- Opfer. Lit. Wien.

Ringel, Erwin, Alfred Kirchmayr (1985/2004): Religionsverlust durch religiöse Erziehung. Verlag Der Apfel. Wien.

Zander, Hans Conrad (2012): „Dummheit ist Sünde“. Thomas von Aquin im Interview mit Hans Conrad Zander. Patmos. Ostfeldern.

In: Quart – Zeitschrift des Forums Kunst-Wissenschaft-Medien Nr. 2/2022

Alfred Kirchmayr hat Theologie, Philosophie, Psychologie und Soziologie studiert und ist Psychoanalytiker in freier Praxis. Seit 1968 lehrt er an Hochschulen und Universitäten und hat mit Persönlichkeiten wie Ferdinand Klostermann und Erwin Ringel kooperiert. Univ.-Prof. der Sigmund Freud Privatuniversität.

Die Kirchengemeinden müssen sich zu einem entschiedenen Handeln ermächtigen und Eigenverantwortung übernehmen. Die Schrift lehrt weder Glaubensgehorsam noch kirchliche Gesinnung, sondern engagierte Nachfolge.

H. Häring

„Gebt Gott (zurück), was Gottes ist.“

Norbert Mette

Zu einem der bekanntesten Worte Jesu dürfte seine Aufforderung zählen, die er in der sog. Zinsgroschenperikope (Mt 22, 15–22; Mk 12, 13–17; Lk 20, 20–26) an die Fragesteller (je nach Evangelist verschieden benannt: Pharisäer, Herodianer bzw. Spitzel der Hohepriester und Schriftgelehrten), die ihm eine Falle stellen wollten, gerichtet hat: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Diese Forderung Jesu sei im Sinne einer Trennung der göttlichen und der weltlichen Sphäre zu verstehen, ist eine gängige Auslegung dieser Perikope (vgl. z.B. Höffe 2022, 99, 150). Im Unterschied zur Ermahnung einer staatskonformen Einstellung, wie sie in Röm 13, 1–7 an die junge christliche Gemeinde gerichtet wird, auf der einen Seite und der Staatskritik, wie sie im 13. Kapitel der Offenbarung des Johannes geübt wird, würde in dieser Perikope ein Mittelweg gegangen, indem beiden Seiten, dem Kaiser und Gott, das je Seinige zugestanden werde. Dabei zeigt sich, dass, wenn man die Zinsgroschenperikope im Kontext der Steuermaßnahmen des römischen Imperiums liest, ihr eine erheblich größere Brisanz innewohnt.

Die Fragesteller, allesamt Angehörige der religiösen und politischen Herrschaft, wollten offenkundig mit ihrer Fangfrage, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuern zu zahlen, einen weiteren Grund gewinnen, um die Festnahme des Störenfrieds Jesus erwirken zu können. Spräche er sich dagegen aus, würde er eine von den Römern zu ahnende Straftat begehen. Würde Jesus sich umgekehrt dafür aussprechen, würde er seinen Rückhalt beim Volk aufs Spiel setzen. Wie Jesus darauf reagiert, lässt sich mit Kuno Füssel als ein „Lehrstück über diskursive Strategien“ (Füssel 1995b, 156) charakterisieren. Er lässt sich nicht auf die Frage ein, sondern geht in die Offensive. Indem er die Fragesteller als Heuchler, die ihn hereinlegen wollen, entlarvt, macht er aus der an ihn gerichteten Sachfrage eine Beziehungsfrage. Er fordert sie auf, ihm einen Denar zu reichen und stellt sie damit bloß. Denn weil sie die Münze des Kaisers bei sich tragen, erweisen sie sich als diejenigen, die den Kaiser als kolonialen Landesherrn anerkennen. Erschwerend kommt hinzu, dass sich die Szene im Jerusalemer Tempel abspielt. Dadurch, dass die Fragesteller an diesem Ort Gottes eine Münze mit einem Bildnis des als göttlich bezeichneten Kaisers, also für Juden ein Götzenbild bei sich tragen, haben sie sich umso mehr

kompromittiert. Mit dem sich anschließenden Sinnspruch Jesu „Gebt dem Kaiser ...“) müssen sie ihren Versuch, Jesus zu überführen, als gescheitert einsehen.

Die Frage, ob man dem Kaiser Steuern zu zahlen habe oder nicht, hat zudem ihren „Sitz im Leben“ in der soziopolitischen Gegebenheit, dass damals Palästina vom römischen Imperium kolonialisiert gewesen ist. Wie in seinen Kolonien üblich wurde vom römischen Imperium von der jeweiligen Bevölkerung Steuern und weitere Abgaben erhoben (vgl. Füssel 1995a). Die römischen Bürger waren davon befreit. Die Steuern dienten zu deren Unterhalt sowie für die gewaltigen Aufwendungen des Heeres, für die Kosten der Infrastruktur (Straßenbau, Wasserleitungen etc.) und nicht zuletzt für die kaiserliche Hofhaltung mitsamt der umfangreichen Bautätigkeit der Imperatoren. Schätzungen zufolge belief sich das aus Palästina herausgezogene Steuererwerb auf rund 25 Prozent des gesamten Sozialprodukts. Diese Steuerlast ruhte am stärksten auf den Schultern der einfachen Bevölkerung vor allem in den ländlichen Gebieten. Vielen Menschen mangelte es an gesichertem Lebensunterhalt. Sie fühlten sich nicht nur materiell ausgepresst, sondern in ihrer Würde zusätzlich gedemütigt. Von daher ist es verständlich, dass die Zahlung von Steuern an das römische Imperium höchst umstritten gewesen ist. Grob lassen sich in der palästinensischen Bevölkerung drei Gruppen unterscheiden: Die Angehörigen der Oberschicht kollaborierten mehrheitlich mit dem römischen Imperium. Sie dienten ihm u.a. dadurch, dass sie mit der Steuereintreibung beauftragt waren und sich selbst damit bereicherten. Eine zweite Gruppe, zu der die Pharisäer zählten, praktizierte einen ausgleichenden Umgang mit der römischen Besatzungsmacht und bezahlte die Steuer mit einem gewissen Vorbehalt als eine ihnen von Gott auferlegte Last. Die dritte Gruppe, die Zeloten, verweigerte die Steuerzahlung an den römischen Imperator.

Diese dritte Gruppe fand nicht nur Resonanz bei der Bevölkerung aufgrund deren miserablen Lage. Sondern für die Verweigerung der Steuerzahlung wurden auch religiöse Gründe geltend gemacht. Diese machten sich daran fest, dass auf dem Denar, also der Münze, mit der die Steuern zu entrichten waren, das Bildnis des Kaisers abgebildet war, versehen mit einer Inschrift, die dem Kaiser göttliche Macht und Würde zusprach. Gemäß dem Bilderverbot des Dekalogs wurde dieses von den Angehörigen der dritten Gruppe als gotteslästerlicher Frevel angesehen. Genau aus diesem Grund hatte, ausgelöst durch den Steuercensus, der im Jahre 6 n.Chr. unter dem syrischen Statthalter

Quirinius in Judäa durchgeführt worden war, Judas, von Josephus „der Galliläer“ genannt, zur Verweigerung der Steuerzahlung aufgerufen und zusammen mit dem Pharisäer Saddok eine Widerstandsbe-
wegung, die Sikarier bzw. Zeloten, gegründet. Er proklamierte, dass Gott allein als Herrscher zu gelten habe und darum die Steuerfor-
derungen der Römer, zumal mit dieser götzenhaften Münze, damit unvereinbar und entsprechend kompromisslos abzulehnen seien. Folgerichtig forderte er dazu auf, sich aus der von den Römern auferlegten Sklaverei, der ökonomischen ebenso wie der religiösen, zu befreien.

Dass Jesus seine Fragesteller aufforderte, ihm eine Steuermünze zu zeigen, hat offensichtlich damit zu tun, dass er selbst keinen Denar besaß. Möglicherweise hat er grundsätzlich kein Geld mit sich geführt und so für sich genau die Devise beherzigt, die er seinen Jüngern und Jüngerinnen anlässlich ihrer Aussendung aufgetragen hatte, nämlich keinen Geldbeutel und keine Vorratstasche (und keine Schuhe) mit-zunehmen (Lk 10, 4; vgl. Mt 10,9). Das dürfte Jesus auch für seinen eigenen Lebensstil befolgt haben. Damit bekundete er seine Verbun-
denheit mit dem einfachen, von den Mächtigen drangsalierten Volk. Ein weiteres für die Auslegung wichtiges Detail bezieht sich auf ein Verb, nämlich das Wort „geben“ in Mt 22, 21 parr („Gebt dem Kai-
ser ...“). Im griechischen Urtext steht „ἀπόδοτε“, was im Deutschen „übergeben“ oder „zurückgeben“ bedeutet. In den deutschen Über-
setzungen der Zinsgroschenperikope wird einfach „geben“ verwendet mit dem Hinweis, es handele sich um einen technischen „Ausdruck für jederlei Schuld- und Steuerzahlung“ (Gnilka 1979, 153). Wenn man jedoch berücksichtigt, dass die Fragesteller Jesu nur das Verb „didomi“ (zahlen) gebraucht haben, fällt jedenfalls auf, dass Jesus dieses Verb mit der Vorsilbe „zurück“ (apo) versieht. Nach Kuno Füs-
sel ist daraus zu folgern, dass Jesus damit nicht bloß die banale Auskunft gibt, „daß dem Kaiser die Steuern und Gott die Gebete gebühren“. Das Zurückgeben beinhalte auch nicht, „daß man den Anspruch des Kaisers, von den Provinzbewohnern Tribut zu kassieren, als berechtigt“ anerkenne „und ihm daher nur schlicht“ zurückgebe, was ihm gehöre, „weil man sich nicht – im feinen Unterschied zu ihm und der römischen Elite – an fremden Gut bereichern“ wolle. Sondern nach Füssel ist das, was Jesus mit dem „Zurückgeben“ aussagt, wie folgt zu verstehen: „Das Zurückgeben markiert einen klaren Tren-
nungsstrich zwischen dem kaiserlichen Machtbereich und dem Herr-
schaftsbereich Gottes, der ganz sinnfällig durch den Tempel symbo-

lisiert ist. Der Tempel gehört zu Gott und ausgerechnet bis in ihn sind das Götzenbild und die Ideologie des Kaisers schon vorgedrungen, wie die Szene beweist. [...] Man kann als gläubiger Jude nicht vollgültiges Mitglied in beiden Bereichen sein, denn das Volk Israel und sein Land gehören Gott allein. Zwischen dem römischen Kaiser und dem Gott Israels gibt es keine kompromißlerische Halbierung der Zuständigkeiten und Ansprüche und keine daraus folgende Verdoppelung des Gehorsams und der Unterwürfigkeit, die dem obrigkeitshörigen Theologisieren aller Zeiten ohne Umschweife plausibel erschienen ist. Der Gott Israels steht nicht auf der gleichen Anspruchsebene wie der Kaiser. Es ist kein Tyrann, er will nicht Tribute, Unterwürfigkeit und Opfer, sondern das **Tun der Gerechtigkeit**. Zwischen dem auf militärischer Gewalt und ökonomischer Ausbeutung aufgebauten System des Kaisers und dem auf Solidarität, Friedfertigkeit und Gerechtigkeit aufbauenden System Gottes kann es keine friedliche Koexistenz und erst recht keine gedeihliche Symbiose geben.“(Füssel 1995b, 157f) Im Unterschied zu den Fragestellern, die Gott in ihre Fangfrage gar nicht einbezogen hatten, legt Jesus den Akzent genau auf ihn und auf das, was seine Sache ist.

Was jedoch ist die Sache Gottes? Es ist bemerkenswert, wie insbesondere in befreiungstheologisch orientierten Auslegungen dieser Frage eigens nachgegangen und unterschiedlich akzentuiert gedeutet wird. So bemerkt etwa der spanische Theologe Xabier Pikaza (vgl. Pikaza 2019, 393-404), die Sache Gottes bestehe in der Nachfolge Jesu darin, Gemeinschaften zu bilden, in denen sie in reiner Gratuität miteinander leben, ohne das imperiale Geld zu gebrauchen. Es sei für sie ausgeschlossen, dem römischen Heer anzugehören sowie Produktionsbetriebe nach Art des Mammons zu gründen. Stattdessen seien sie gemäß Mk 10, 29–31 aufgefordert, lebendige Alternativen der Kooperation und der Konvivenz zu schaffen. Das imperiale Geld- und Abgabensystem würden der Logik des Mammons folgen. Der Sache Gottes entspreche es, ein völlig verschiedenes Projekt der Ökonomie in Angriff zu nehmen und zu fördern, das der Logik der Gratuität und der interpersonalen Gemeinschaft folge. Die Kirche habe jedoch, so ist nach Pikaza nüchtern festzustellen, seit ihren Anfängen nicht zuletzt im Gefolge von Röm 13 einen anderen Weg eingeschlagen.

Gustavo Gutiérrez (vgl. Gutiérrez 2022, 115f) geht ähnlich wie Kuno Füssel davon aus, dass das Verb „zurückgeben“ maßgeblich für die Auslegung der Zinsgroschenperikope sei. Jesus gehe so gesehen an die Wurzel, nämlich dass es notwendig sei, die ganze Abhängigkeit

vom Geld auszuhebeln. Es genüge nicht, aus der politischen Fremdherrschaft auszubrechen, sondern es sei nötig, sich von der Unterdrückung zu befreien, die von der Anhänglichkeit an das Geld und dessen Möglichkeit der Ausbeutung der Letzten in der Gesellschaft herrühre. Sie sollten das Geld dem Imperator zurückgeben, forderte Jesus die Fragesteller auf, und so ihrerseits frei bleiben vom Geld, dem Mammon. So könnten sie den wahren Gott anbeten und ihm geben, was ihm gebühre.

Der baskische Theologe José Antonio Pagola (vgl. Pagola 2013, 28-32) geht von der Gegenüberstellung der Sache des Kaisers und der Sache Gottes aus und sieht in dem, was Gottes sei, eben das, worum sich die Imperatoren in der Regel nicht kümmern würden, also, wie Jesus es durchweg verkündigt habe, sein Partei ergreifen für die Armen, die durch die Mächtigen Unterdrückten, die, denen er bescheinigt hat, dass ihnen das Reich Gottes gehöre. Für die Frage, wem das durch die Steuern eingetriebene Geld zukomme, ergibt sich daraus nach Pagola, dass auch dieses den Maßstäben Gottes unterliege und darum so zu verteilen sei, dass es vorrangig denen zu Gute komme, die nichts haben. Auf heute übertragen stehe das im totalen Gegensatz zur Logik des Finanzkapitalismus. „Wir müssen uns dessen bewusst werden“, so schreibt Pagola, „dass das Imperium des neoliberalen Kapitalismus heute die Macht ist, die am radikalsten im Widerspruch zum Reich Gottes steht. Es würde bedeuten, gegen das Projekt Jesu zu sündigen, wenn wir uns in die Luftblase unserer Krise zurückziehen und passiv gegenüber dem Opfer der übergroßen Mehrheit dem Idol des Reichtums frönen würden. Dieses ist der konkrete Rahmen, in dem wir uns im Sinne der prophetischen Bewegung situieren müssen, um heute dafür zu arbeiten, dass sich die Wege zum Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit auf tun.“ (ebd., 31f)

Nach dem Religionswissenschaftler Richard A. Horsley (vgl. Horsley 2003) vertritt Jesus in seiner Antwort an die Fragesteller die Position der von Judas dem Galiläer initiierten Widerstandsbewegung gegen das römische Imperium: „Wenn Gott der exklusive Herr und Meister ist, wenn das israelitische Volk unter der exklusiven Königsherrschaft Gottes lebt, dann gehören alle Dinge Gott, wobei die Implikationen für den Kaiser ziemlich offenkundig sind. Jesus bekräftigt erneut klar und einfach das israelitische Prinzip, dass der Kaiser oder irgendein anderer Herrscher kein Anrecht auf das israelitische Volk haben, weil Gott dessen aktueller König und Meister ist.“(ebd., 41)

Dem irischen Neutestamentler Sean Freyne (Freyne 2006) zufolge war

Jesus demgegenüber nicht bereit, sich dem Aufruf zu einer gewalt-samen Revolte gegen die römische Besatzungsmacht anzuschließen, weil das die Nation in eine Katastrophe stürzen würde. „Er glaubte“, so schreibt Freyne, „an die Macht der Symbole und der symbolischen Aktion, weil er an einen Gott glaubte, von dem – anders als vom Kai-ser – kein Bildnis gemacht werden könnte, und der außerdem das Volk aufforderte, auf seine Gegenwart und Macht zu vertrauen.“ (ebd., 149) Jesu Glaube sei von der apokalyptischen Vorstellung gespeist worden, dass der Schöpfergott nach wie vor die Verantwortung für die Welt wahrnehme und die Macht innehave, alle Dinge wieder neu zu machen. Kein menschliches Imperium könne mit dieser Macht ver-glichen werden, egal wie herrschaftlich es auftreten würde. Sein Bild könne der Imperator auf der Steuermünze eingravieren lassen, aber er habe keine Kontrolle über die Macht der geistigen Bilder, die die Überlieferung von der geheimnisvollen und verborgenen, aber wirk-ungsvollen Gegenwart enthielten.

Gemeinsam ist den unterschiedlich akzentuierten Deutungen, dass die Aufforderung Jesu „Gebt dem Kaiser ...“ alles andere als im Sinne einer schieflich-friedlichen Aufteilung zwischen der göttlichen und weltlichen Machtsphäre zu verstehen ist. Im Gegenteil hat Jesus seine Fragesteller aufgefordert, sich der Herrschaft des ungerechten Im-perators ab- und der Herrschaft Gottes zuzuwenden. Hätten sie diese Möglichkeit ergriffen, hätte das für sie bedeutet, ihre Einstellung zur Steuermünze, zur Steuerfrage und zur imperialen Herrschaft grund-legend zu überdenken und zu verändern. Aber sie blieben nur ver-wundert, schwiegen, gingen fort – und betrieben weiterhin ihre Ver-folgung Jesu.

Norbert Mette ist ein deutscher, römisch-katholischer Theologe an der Universität Dortmund. Sein Schwerpunkt ist die Religionspädagogik.

Um den Gelassenen her wächst der Friede,
und die Stille ist der Raum,
in dem die Dinge sich klären.

Jörg Zink

Die katholische Kirche und die Diskriminierung von LGBT-Personen

Markus Gutfleisch

Markus Gutfleisch von der Ökumenischen Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche (HuK) e.V. eröffnete am Internationalen Tag gegen Homo-, Bi-, Inter- und Transphobie, der jährlich am 17. Mai begangen wird, die Ausstellung „Verschaff mir Recht“ in Recklinghausen. Hier seine Ansprache:

„Warum haben wir diese Ausstellung hierher geholt? Wir möchten



Foto: H.B.Terbille

euch einladen, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen, zu schauen, wie queere Menschen weltweit leben, lieben und glauben. Wir sind Teil der christlichen und queeren Community; wir machen die Erfahrung, dass unsere Kirchen uns oft nicht unterstützen. Die katholische Kirche ist weltweit die größte Glaubensge-

meinschaft. Wir hören hin, was sie sagt und nehmen in den Blick, was sie tut. Mit dieser Ausstellung, die 2017 im Rahmen eines katholischen Projekts der Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche entstanden ist, wollen wir es uns nicht einfach machen oder plakativ werden. Wir schimpfen nicht auf Kirchenleute anderer Länder und tun nicht so, als wüssten wir alles.

In ca. 70 Ländern der Welt sind gleichgeschlechtliche Handlungen zwischen Männern strafbar, in 47 Staaten auch weibliche Homosexualität. In der Ausstellung „Verschaff mir Recht“ berichten LGBT-Katholik:innen von der Kriminalisierung durch Staat und Kirche in ihren Heimatländern. Dort werden sie aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität wie Verbrecher:innen behandelt. Sie müssen versteckt und in Angst leben. Ein glückliches und normales Leben ist für sie fast unmöglich. Die Ausstellung appelliert an die katholische Kirche, sich endlich für die Achtung der Würde queerer Menschen und das Ende ihrer Kriminalisierung und Ver-

folgung einzusetzen.

Wie die Witwe im biblischen Gleichnis

Der Titel der Ausstellung geht zurück auf das biblische Gleichnis vom ungerechten Richter (Lk 18,1-8). „Verschaff mir Recht gegen meine Widersacher!“, verlangt die Witwe. Doch der Richter ignoriert sie, denn er fürchtet Gott nicht und auf Menschen nimmt er keine Rücksicht, wie es heißt. Die Witwe lässt ihm jedoch keine Ruhe, und weil sie so hartnäckig ist, denkt er schließlich um. „Sonst kommt sie am Ende noch und schlägt mich ins Gesicht.“ In ähnlicher Weise wie die Witwe in diesem Gleichnis verlangen heute Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender von der katholischen Kirche, dass sie ihnen Recht verschaffen soll.

Queere Menschen leben in der gesamten Welt

Die Behauptung von Kirchenvertreter:innen, dies sei ein Thema der westlichen Staaten, ist falsch. Ein Zeichen dafür ist die International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association, ein Zusammenschluss von über 1.700 Organisationen aus 160 Ländern. Auch die HuK gehört der Dachorganisation an. Die ILGA hat einen Beraterstatus im Wirtschafts- und Sozialrat der Vereinten Nationen.

Die diplomatische Vertretung des Vatikans bei den Vereinten Nationen hat über viele Jahre zusammen mit islamischen Staaten gegen alle Resolutionen zum Thema „sexual orientation and gender identity“ gestimmt. Bei der UNO-Generalversammlung 2008 wurde erstmals gesagt „Der Heilige Stuhl setzt sich dafür ein, dass jedes Anzeichen einer ungerechten Diskriminierung von Homosexuellen vermieden wird, und fordert die Staaten auf, strafrechtliche Sanktionen gegen sie abzuschaffen“. Dabei blieb es zunächst, und deswegen ist es weiter wichtig, dass queere Menschen in der katholischen Kirche sichtbar werden und ihre Forderungen deutlich machen.

Die widersprüchliche Realität in den südlichen Ländern

- In den meisten afrikanischen Ländern positioniert sich die katholische Kirche ähnlich wie Evangelikale und Pfingstkirchen. Weltweit hat sie einen strategischen Kampf gegen geschlechtliche Vielfalt etabliert. Kirchenvertreter:innen bekämpfen eine vermeintliche „Gender-Ideologie“.

- Uganda, ein sehr christlich geprägtes Land, ist für besonders schwere Repression bekannt, die auch von der katholischen Kirche unterstützt wird.
- In den letzten Jahren sprachen sich u.a. Bischöfe aus Kamerun, Nigeria, Malawi und Kenia für den Fortbestand der Strafbarkeit von Homosexualität aus.
- In Süd- und Mittelamerika besteht Kriminalisierung vor allem in den Karibik-Staaten (Jamaika) und in Guayana. Trinidad und Tobago hat dagegen 2018 die Kriminalisierung abgeschafft.
- Das Hauptproblem in Lateinamerika ist die Gewalt, der besonders häufig trans* Personen zum Opfer fallen. Die Akteure dieser Gewalt gehen in aller Regel straffrei aus. Allein in Brasilien gab es im Jahr 2017 445 Morde an LSBT-Personen. Ex-Präsident Bolsonaro hat die Gewalt angeheizt, die meist von paramilitärischen Gruppen verübt wird.

Es gibt einzelne Stimmen aus den Ortskirchen, die sich für eine Entkriminalisierung aussprachen, z.B. Kardinal Oswald Gracias von Bombay (2013), im zentralamerikanischen Belize sowie der Erzbischof von Port of Spain in Trinidad und Tobago, Jason Gordon (beides 2018).

Ursachen für Homo- und Transphobie in vielen Staaten

Viele Politiker:innen auf dem afrikanischen Kontinent greifen das Thema Homosexualität auf, um von Problemen in ihrem Land abzulenken. Gleichgeschlechtlich Liebende sind Ziel ihrer Hassreden; die große Mehrheit der afrikanischen Bevölkerung lehnt Homosexualität ab. Tansania gilt als Hochburg der Homophobie. Nach einer Umfrage aus dem Jahr 2007 sind 95 Prozent der Tansanier feindselig gegenüber Homosexualität eingestellt.

Die homo- und transphobe Gesetzgebung vieler Länder des afrikanischen Kontinents und Asiens ist in weiten Teilen Erbe der europäischen Kolonisierung (die in den meisten Ländern erst seit wenigen Jahrzehnten vorbei ist), der Missionsgeschichte und vieler anderer Formen der herablassenden Haltung gegenüber präkolonialen Kulturen. Zuvor wurden Homosexuelle in vielen afrikanischen Kulturen toleriert. Länder des globalen Südens werden oft pauschal als homo- und transphob wahrgenommen. Queere Menschen können ihre Partnerschaft und Sexualität nur im Geheimen ausleben, sind weitreichender Diskriminierung ausgesetzt – bis hin zu Verfolgungsjag-

den, Razzien und Hinrichtungen. Homosexualität und Transidentität sind Tabus, die von den Kirchen verstärkt werden.

Fälschlicherweise wird Homosexualität als Kristallisationspunkt für eine gefühlte Dominanz des „Westens“ über die afrikanische Kultur empfunden. Deshalb wird sie von Politikern als "unafrikanisch" bezeichnet. Sie befeuern das Gefühl, dass Industrienationen ihnen über Entwicklungshilfe und finanzielle Unterstützung ihre Werte aufdrängen wollen. Viele Afrikaner:innen spüren gesellschaftliche Veränderungen und haben Angst, ihre eigene Kultur zu verlieren. Deshalb jubeln sie Staats- und Kirchenleuten zu, die vorgeben, die afrikanische Identität zu verteidigen. Selbst wenn das bedeuten würde, auf Entwicklungshilfegelder zu verzichten.

Misereor will die Enttabuisierung von Homosexualität

Das katholische Hilfswerk will trotz der schwierigen Situation weiter in Afrika aktiv sein. „Menschenrechte sind nicht verhandelbar. Die Diskriminierung und Kriminalisierung von Homosexuellen lehnen wir entschieden ab.“ Vielmehr will man mit den Projektpartner:innen einen Dialog starten und eine Atmosphäre schaffen, „in der man über das Thema sprechen kann“. Niemand dürfe von vornherein auf die Anklagebank gesetzt werden.

In vielen Ländern der Welt ist die Sichtbarkeit von queeren Menschen eine große Gefahr. Dort wo LSBTI* nicht willkommen sind, verfolgt und diskriminiert werden, geraten diejenigen in Gefahr, die sich öffentlich bekennen, deren Fotos gezeigt oder deren Namen genannt werden. Dennoch erklärten sich im Jahr 2017 zehn Personen bereit, sich interviewen und fotografieren zu lassen. Die Protagonist:innen aus Asien, Afrika und Lateinamerika haben sich bewusst für Sichtbarkeit entschieden.

Viele Aktivist:innen in südlichen Ländern wünschen dauerhafte Förderung von Projekten, auch wenn dies oft schwer umzusetzen ist. Westliche Staaten sollten ihre Hilfe nicht an die Bedingung knüpfen, dass in Ländern die strafrechtliche Verfolgung beendet werden müsse. Wenn mit dem Entzug von Unterstützung gedroht werde, würde man die Homo- und Transphobie befeuern und queere Menschen öffentlich zu Sündenböcken machen.

Die Rolle des Papstes

Franziskus gestaltet die Menschenrechtspolitik der Kirche. Doch der Weg dorthin ist steinig – und nur weil der Papst etwas sagt, gibt es

noch lange keinen katholischen Konsens. Beim ersten Papstbesuch in Afrika 2015 hatten queere Menschen beispielsweise in Uganda vergeblich gehofft, Franziskus werde bestärkende Worte sagen.



Immerhin empfing Kardinalstaatssekretär Parolin im Jahr 2019 eine Delegation des weltweiten Dachverbands von queeren Verbänden ILGA. Auf der Tagesordnung stand unter anderem das Thema Entkriminalisierung von Homosexualität. Das erhoffte Treffen mit dem Papst kam zwar nicht zustande, Parolin sicherte aber zu, ihm die Anliegen vorzutragen.

Überraschenderweise sprach sich der Papst 2020 für rechtliche Regelungen im staatlichen Bereich in Bezug auf

gleichgeschlechtliche Partnerschaften aus. Als Kardinal von Buenos Aires hatte er sich zehn Jahre vorher komplett anders geäußert. Bei allen Annäherungen und wohlwollenden Signalen bleibt er jedoch in seinen grundsätzlichen Wertungen der Lehre der Kirche treu: An der Feststellung des Katechismus, dass homosexuelle Neigungen „objektiv ungeordnet“ sind, rüttelt er bestenfalls durch eine höhere Empathie gegenüber queeren Menschen – und sieht in der Lehre auch keine Abwertung durch die Kirche. Lediglich könne es „positive Elemente“ in homosexuellen Beziehungen geben, heißt es im vatikanischen Verbot der Segnungsfeiern von 2021. Ungleichbehandlungen bleiben auch unter Franziskus weiterhin zulässig.

Vor und nach seiner Reise nach Kongo und Südsudan im Januar 2023 äußerte sich Franziskus in mehreren Interviews und in einem Brief:

- Die katholische Morallehre sagt, dass jede sexuelle Handlung außerhalb der Ehe eine Sünde ist.
- Es ist in jedem Falle falsch, Homosexualität zu kriminalisieren. Homosexuell zu sein ist kein Verbrechen. Es handelt sich nicht um ein

Verbrechen.

- Die Kirche muss in Staaten, die Strafgesetze haben, dazu beitragen, dass diese aufgehoben werden.
- Die Bischöfe einer Region, auch wenn sie gute Bischöfe sind, sind Teil der Kultur, und einige von ihnen sind noch in dieser Kultur verhaftet. Auch der Bischof hat einen Prozess der Umkehr.

Wiederum hat der Papst das Reizthema nur vor und nach dem Besuch angesprochen. Dennoch haben seine Aussagen das Potenzial, einen dringend benötigten Wandel einzuleiten und können Millionen von Menschen aus der Community helfen. Nun darf der Vatikan sich aber nicht darauf ausruhen, denn nur gute Worte helfen den Menschen, deren Leben und Existenz weiterhin bedroht sind, nicht. Wir von der Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche fordern den Vatikan auf, den Worten konkrete Taten folgen zu lassen. Die katholische Kirche und ihre Institutionen können und sollten eine aktive Rolle bei der Unterstützung von Entkriminalisierungsbemühungen in den Regionen, innerhalb der Vereinten Nationen und in multilateralen Foren spielen, wo seit langem die Abschaffung dieser falschen Gesetze gefordert wird.

Auch in evangelischen Kirchen bestehen weltweite Kontroversen in Bezug auf LGBT-Menschenrechte. Ein wörtliches Verständnis der Bibel führt in manchen Kirchen zur Ablehnung gleichgeschlechtlicher Liebe und geschlechtlicher Vielfalt. Neue Bibelübersetzungen werden kritisiert. Auf weltkirchlicher wie regionaler Ebene wird versucht, in kleinen Formaten und im geschützten Raum vertraulichen Austausch zu den Themen Familie, Ehe, Homosexualität und geschlechtliche Vielfalt zu führen.

Bleibt hier am Ort der Ausstellung. Stellt Fragen, bleibt unbequem, in eurer Stadt, in eurer Kirche. Und geht davon aus, dass die Begegnung mit Menschen anderer Herkunft, anderer Religion oder Kultur, euch verändern wird! Ganz herzlichen Dank an den Vestischen Christopher-Street-Day e.V. und an das Palais Vest, die diese Ausstellung hier ermöglichen.“

Markus Gutfleisch, Diplom Sozialarbeiter ist Pressesprecher der Ökumenischen Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche (HuK). Seit 1989 engagiert Gutfleisch sich dort bereits auf vielfältige Weise. Hauptberuflich ist er in einer Suchtberatungsstelle tätig.

Markus Gutfleisch ist Mitglied im Freckenhorster Kreises.

T rägt die russische Kultur am Ukrainekrieg eine Mitschuld?

Theo Mechtenberg

Putins Vernichtungskrieg gegen die Ukraine hat den Kulturbetrieb in den westlichen Demokratien hart getroffen. Es kam zu einer Vielzahl von Ausladungen russischer Künstler. Betroffen waren u. a. zwei namhafte Dirigenten, Pavel Sorokin vom Londoner Royal Opera House sowie Valery Sergiev von den Münchener Philharmonikern, die sich als Ensemble gegen seinen Auftritt ausgesprochen hatten. Die Deutsche Oper in Bonn zog ihre Einladung an Dimitry Bartman, den Intendanten der Moskauer Helekon-Oper zurück. Und in Augsburg wurde eine Operette von Schostakowitsch abgesagt, weil ukrainische Musiker des Orchesters sich weigerten zu spielen.

Dies sind nur einige wenige Beispiele einer förmlichen Welle von Ausladungen russischer Künstler und Absetzung russischer Werke aus Protest gegen Putins zerstörerischen Krieg und als Zeichen der Solidarität mit der Ukraine. Wie widersprüchlich die Frage nach einer möglichen Mitschuld russischer Kultur und ihrer Vertreter am Krieg in der Ukraine gesehen wird, zeigt ein Vorgang bei den Filmfestspielen in Cannes. Der Regisseur Serebrennikov trat nach Aufführung seines mit der Goldenen Palme ausgezeichneten Films „Tschaikowskis Frau“ auf die Bühne, ließ sich ein Mikrofon reichen und sagte unter dem Applaus des Publikums „Nein zum Krieg“. Dabei hatte die ukrainische Filmakademie seinen Ausschluss von den Filmfestspielen gefordert. Und dies obwohl der inzwischen im Exil lebende Serebrennikov in Putins Regime jahrelang unter Hausarrest stand und sein preisgekrönter Film in seiner Heimat nicht auf die Leinwand kommt, weil er die Homosexualität von Tschaikowski thematisiert. Serebrennikov sprach in Cannes nicht nur sein „Nein zum Krieg“. Auf der Pressekonferenz bedauerte er, dass außer ihm kein weiterer russischer Filmemacher vertreten sei. Er betonte, Kultur und Krieg seien Gegensätze, die sich einander ausschließen, wodurch sich jeglicher Boykott der Kultur verbiete. Sie sei per se gegen jeglichen Krieg gerichtet, vermittele menschliche Werte und fördere die Empathie.

Nicht von jedem wird diese positive Sichtweise geteilt, die im Übrigen einer gründlichen Überprüfung bedarf. So ist die polnische Literaturwissenschaftlerin Renata Lis der Meinung, Serebrennikov, der

es unterlassen hatte, deutlich Ross und Reiter beim Namen zu nennen, habe ganz im Geiste der im Westen verbreiteten Ideen des Pazifismus und der Autonomie der Kunst den Sinn der Sanktionen gegen Russland untergraben und die Verantwortung für den Krieg in der Ukraine relativiert.

Die Frage nach der Verantwortung der russischen Literatur für den Krieg in der Ukraine

Diese Frage bedarf einer näheren Untersuchung. In der Diskussion um die Verantwortung der russischen Literatur für den Ukrainekrieg werden insbesondere zwei ihrer Erscheinungsformen angeführt: Grausamkeit und imperiale Ideen. Der ukrainische Schriftsteller Oksana Sabuschko erinnert an seine Schullektüre in der UdSSR, an Turgenjews Erzählung „Mumu“, in der ein stummer Leibeigener auf Befehl der Gutsherrin sein von ihm geliebtes treues Hündlein tötet. Von dieser Grausamkeit sei heute die in der Ukraine wütende russische Soldateska bestimmt, die auf Putins Befehl nicht nur Hunde umbringe, sondern wehrlose Alte, Frauen und Kinder.

In der Tat ist die russische Literatur gerade in Hinblick auf die Brutalität, mit der Putin seinen Vernichtungskrieg führt, aufschlussreich. Das ist jedenfalls die Auffassung des polnischen Schriftstellers Janusz Anderman. Er verweist auf Alexander Solschenizyn und seinen Gulag-Bericht „Drei Tage im Leben des Iwan Denissowitsch“, mehr noch auf den weniger bekannten Warlam Schalamow, der in Abständen insgesamt 18 Jahre Lagerhaft erlebt und seine Erfahrungen in sechs Zyklen seiner „Erzählungen aus „Kolyma“ dokumentiert hat. Es seien die gleichen Regeln, die im Straflager wie in Putins Krieg zur Geltung kommen, „eine auf der verbrecherischen imperialen Idee basierende Gewalt, der sich der wehrlose Mensch ausgesetzt sieht, der zu Grunde gerichtet werden muss, denn er bildet ein Hindernis bei der Verwirklichung des Ziels.“

Dennoch warnt Renata Lis bei allem Verständnis für die Leiden der ukrainischen Nation vor Übertreibungen: „Die russische Literatur ist wie jede andere Nationalliteratur: Sie bringt verschiedene Gesichtspunkte, verschiedene Ideen und Geisteszustände zum Ausdruck. Man kann sich mit ihr streiten, sie in den jeweiligen Kontexten interpretieren, aber man würde ihr Zwang antun, wolle man sie für Kriegsverbrechen verantwortlich machen.“

Verantwortlich ist jeder einzelne für die von ihm begangenen Untaten, ganz unabhängig von seinem jeweiligen Lesestoff.

Das andere Russland nicht vergessen

Angesichts der Bilder aus Butscha mit den auf den Straßen verstreuten Leichen, die deutliche Spuren von Folter aufweisen, angesichts der erschütternden Berichte vergewaltigter Frauen und ihrer Traumata, angesichts der planmäßigen Zerstörung der Infrastruktur, so dass Alte, Frauen und Kinder ohne Wasser und Strom leben müssen, während der Winter naht, reagieren viele Ukrainer mit Hass und Verfluchung all dessen, was russisch ist. Wer will ihnen das verdenken? Und doch muss man sich um seiner selbst willen vor derlei selbstzerstörerischen Emotionen schützen. Und man muss sich ihrer auch, wie der ukrainische Schriftsteller Jewhen Zacharow meint, um des „anderen Russlands“ willen widersetzen. Denn das gibt es, die 14% Russen, die in den Wahlen gegen Putin gestimmt haben, die 2014 nach der Okkupation der Krim dem patriotischen Rausch nicht verfielen und Putins Krieg verurteilen, die trotz des Risikos ihrer Verhaftung und einer langjährigen Lagerhaft gegen ihn demonstrieren. Seit dem 24. Februar, dem Tag des Überfalls auf die Ukraine, sind bis Mitte Juni tausende Russen wegen „Diskriminierung der Armee“ verhaftet worden. Und wer es wagt, die Wahrheit über diesen Krieg zu verbreiten, der wird wegen „Falschmeldung“ verklagt und verurteilt. Dieses „andere Russland“, so Zacharow, will uns unterstützen. Aber „es braucht uns. Ich bin sicher, dass Putins Staat bezwungen wird, doch wir müssen dafür sorgen, dass das „andere Russland“ Bestand hat und sich ausweitet, „damit es eine bedeutend größere Rolle nach unserem Sieg in dem Staat spielt, der aus den Trümmern des jetzigen Imperialismus neu erwächst.“

Imperiales Ideengut in der russischen Literatur

Neben der Grausamkeit sind imperiale Ideen für die russische Literatur kennzeichnend, und dies bei so unterschiedlichen Schriftstellern wie Dostojewski und Brodsky. Der polnische Schriftsteller und Literaturhistoriker Stefan Chwin erinnert daran, dass Putin aus Anlass des 200. Geburtstages von Dostojewski am 11. November 2021 dessen in ein Museum umgewandelte Moskauer Wohnung besucht hat. Diese Visite des russischen Präsidenten wurde vom Fernsehen übertragen und in den Medien kommentiert: „Dostojewskis Weltbild ist die Grundlage einer neuen Ideologie unseres Landes.“

Chwin verweist auf eine für Dostojewski lebensprägende traumatische Erfahrung: In jungen Jahren gehörte er einem oppositionellen Zirkel an, wurde verhaftet und zum Tode verurteilt.

Als er bereits vor dem Schießkommando stand, sei er vom Zaren

durch einen im letzten Augenblick eintreffenden Boten begnadigt und das Todesurteil in Lagerhaft umgewandelt worden. Dies habe seinen Widerstand gegen das Zarentum gebrochen, und Dostojewski sei zu einem Propagandisten der zaristischen Alleinherrschaft geworden. „In der späteren Schaffensphase von Dostojewski wurde er zum Apostel – sagen wir – einer sakralen Expansion Russlands. Sakral, weil es nicht nur um die territoriale Eroberung der Welt durch die russische Armee ging, sondern auch um die auf russische Bajonette gestützte gute Nachricht von der Errichtung einer besseren Welt, d.h. um die tiefe Überzeugung, dass das imperiale Russland auf Erden der letzte Retter eines wahren, authentischen Christentums ist, das die Menschheit von der ‚geistigen Fäulnis des Westens‘ befreit.“

Die sowohl von Putin wie vom Moskauer Patriarchen Kyrill vertretene Auffassung eines von Fäulnis befallenden Westens sowie die Vorstellung von einer, wenn nicht globalen, so doch alle slawischen Völker umfassenden orthodoxen Einheit unter der Ägide Moskaus, des Dritten Roms, sind durch Dostojewski vorgeprägt.

Am deutlichsten vertritt dieses Gedankengut der Kreml-Ideologe Aleksandr Dugin. Als Professor an der Moskauer Militärakademie bekommen die höheren Offiziere diese Weltsicht als Grundlage ihres Denkens und Handelns vermittelt. Und sie hat ökumenische Konsequenzen, denn das wahre Christentum findet sich allein in der Orthodoxie. Entsprechend versteht sich das heutige Russland als Antithese zum westlichen, zumal römischen Christentum. Auch in dieser Hinsicht ist Dostojewski der Ideengeber. Er war in seiner Publizistik geradezu besessen von dem Gedanken, Rom habe an Jesus Verrat geübt, wodurch sich der Westen in eine Gesellschaft falsch verstandener Freiheit verwandelt habe.

Nach dem Gesagten ist es keine Frage, dass Dostojewski neben deren Inhalten mit seiner orthodox-imperialen Publizistik Putin wie Kyrill eine ideologische Rechtfertigung des Ukrainekrieges liefert. Aber soll man deswegen Dostojewskis Weltruhm genießende Romane nicht mehr lesen, sie auf den Scheiterhaufen werfen?

Einer, von dem kaum jemand angenommen hätte, dass er der Idee eines russischen Imperialismus und der daraus resultierenden Feindschaft gegenüber der Ukraine anhängt, ist Josif Brodsky (1940 – 1996). 1940 in Leningrad geboren, fiel er in seiner Jugend wegen seines aufsässigen Verhaltens auf, wurde in späteren Jahren als „gesellschaftlicher Parasit“ zu einer langjährigen Lagerhaft verurteilt, kam nach 18 Monaten frei, wurde 1964 ausgebürgert, emigrierte in die

USA, wo er 1977 die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielt. 1987 bekam er den Nobelpreis für Literatur. Alles Sowjetische war Brodsky verhasst. Nicht einmal seine Geburtsstadt nannte er mit Namen, sondern mit dem Initial „P“ – als Zeichen für St. Petersburg. Man sollte daher meinen, dass Brodsky den Zusammenbruch der UdSSR begrüßt und die aus der Konkursmasse hervorgegangenen Staaten akzeptiert hätte. Das war jedoch nicht der Fall. Den mit dem Ende der Sowjetunion verbundenen Zerfall des Imperiums empfand er vielmehr, ähnlich wie Putin, als persönliche Kränkung. Als sich die Ukraine 1991 für unabhängig erklärte, reagierte Brodsky darauf voller Wut mit dem Schmähdgedicht „Auf die Unabhängigkeit der Ukraine“. Der Text sprüht förmlich vor Hass. Das Gedicht ist eine einzige Schimpfkanonade. Die Ukrainer werden zu einem primitiven Volk herabgewürdigt. Von „Drecksäcken“ ist die Rede, von „Fritzen“ und „Pollacken“, die den Ukrainern die Ärsche aufreißen sollen, sowie vom Verrat an Russland. Bezeichnend ist, dass dieser obszöne, von Verunglimpfungen strotzende Text 2014 nach der Annexion der Krim in Russland zum Gedicht des Jahres erklärt wurde. Und es ist ein Stichwortgeber für die böartige antiukrainische Propaganda, die die Russen tagtäglich im Fernsehen und in den sonstigen staatlichen Medien serviert bekommen. Das Beispiel Brodsky zeigt zudem, dass selbst in der westlichen Welt geschätzte russische Persönlichkeiten, die aus der Ablehnung des sowjetischen Systems sowie der Alleinherrschaft Putins kein Hehl machen, von der Vorstellung eines die Ukraine integrierenden russischen Großreiches nicht frei sind. Dies gilt u.a. für Solschenizyn und Nawalny, der 2014 die Annexion der Krim ausdrücklich begrüßt hat und auch sonst durch nationalistische Äußerungen aufgefallen ist. „Wir nehmen nicht wahr, dass weder der Märtyrertod im Lager noch die Auflehnung gegen die Autokratie, in welcher Form auch immer, keine Garantie dafür ist, dass ein russischer Schriftsteller oder Aktivist diesen imperialistischen Rassismus nicht in sich hat.“

Doch weder von Dostojewskis religiös-orthodox geprägtem Imperialismus, noch von Brodskys Schmähdgedicht und auch nicht von Solschenizyns Träumen von einem russischen Großreich führt ein direkter Weg zu den Gräueln in Butscha. Andererseits wäre ohne sie ihre Instrumentalisierung nicht möglich, wie sie jahrelang durchaus erfolgreich von Putin betrieben wurde und weiter betrieben wird, um seinen zerstörerischen Krieg beginnen und rechtfertigen zu können. So haben denn, um ein Beispiel zu wählen, die Russen nach Einnahme von

Cherson ein überlebensgroßes Porträt von Alexander Puschkin aufgehängt in Erinnerung daran, dass er einmal diese Stadt besucht hat. Wobei anzumerken ist, dass auch dieser bedeutende russische Poet antiukrainische Ideen vertreten hat. In seinem Langgedicht Poltawa erinnert Puschkin an die dortige Schlacht (1709), in der die Kosaken auf Seiten der Schweden gegen die Russen kämpften, die am Ende den Sieg davontrugen. Und die Träume der Ukrainer auf Unabhängigkeit von Russland erfüllten sich nicht.

Auch Brodsky beginnt sein Schmähdgedicht mit dem Hinweis auf den schwedischen König Karl XII. und Poltawa. An beiden Beispielen wird deutlich, wie weit der ukrainisch-russische Konflikt in die Geschichte zurückreicht, wie stark und wie gegensätzlich er, durch die Kultur vermittelt, das historische Bewusstsein von Russen und Ukrainern prägt, wie leicht er ins Heute abrufbar ist und wie folgenschwer seine aktuellen Auswirkungen sein können.

In: Imprimatur 2022, Heft 4

Theodor „Theo“ Mechtenberg ist ein deutscher römisch-katholischer Theologe, Germanist und Publizist. Er ist einer der Initiatoren und heutiger Ehrenvorsitzende des Gesamteuropäischen Studienwerkes in Vlotho, Kreis Herford, eines Bildungsträgers mit Schwerpunkt politische Bildung.

Der Ukrainekrieg aus pazifistischer Sicht

Severin Renoldner

1. Gewaltlosigkeit und Landesverteidigung

Auch als Pazifist darf man nicht anderen vorschreiben, gewaltfrei handeln zu müssen, sondern man kann oder soll es nur selbst tun. Mahatma Gandhi äußerte zB vor dem großen Mut Polens, sich 1939 gegen Nazideutschland militärisch (aussichtslos) zu wehren, allergrößten Respekt und nannte den militärischen Kampf Polens einen "fast gewaltlosen". Diesen scheinbaren Widerspruch muss man aufklären: Gandhi war überzeugt, als Anhänger der Gewaltlosigkeit müsse man immer gegen Unrecht und für Gerechtigkeit eintreten. Auch wenn er (Gandhi) glaube, dass es (fast) immer gewaltfreie Methoden gäbe - die man nur suchen und entdecken müsse - so sei er sich doch sicher, dass es moralisch immer noch besser sei, mit Gewalt gegen Unrecht einzutreten, dabei das eigene Leben zu riskieren, als "passiv" zu blei-

ben und Unrecht hinzunehmen.

Gleichgültigkeit gegenüber Unrecht lehnte Gandhi moralisch ab, besonders wegen eines inhärenten überheblichen Anspruches, besser zu sein als jemand, der sich mit Gewalt gegen Unrecht wehrt, dabei sei man doch mitschuldig am Unrecht, das man zulasse. (Gandhi mutete sogar seinen indischen Landsleuten zu, darüber nachzudenken, inwieweit sie das britische Empire wirtschaftlich unterstützten und seine Vorteile genossen und dadurch selbst am Kolonialismus mitschuldig wären.) Es folgt also eine ethische Dreistufigkeit Gandhis: das beste sei

Auch als Pazifist darf man nicht anderen vorschreiben, gewaltfrei handeln zu müssen, sondern man kann oder soll es nur selbst tun.

immer das gewaltlose Engagement für Gerechtigkeit, das zweite sei (wenn man keine andere Möglichkeit sehen könne) der eigene Einsatz für Gerechtigkeit inklusive Gewalt. Das Allerschlechteste und Abzulehnende sei Passivität oder „Nicht-Engagement“.

Angewendet auf 2022 und auf WesteuropäerInnen ist also zunächst nach der eigenen Verantwortung (Mitschuld) am Ukrainekrieg zu fragen. Ohne in die Tiefe zu gehen, ist der enorme

Gas- und Ölverbrauch (neben anderen überzogenen „Verbrauchen“) Westeuropas nicht nur an sich klimazerstörend, sondern aus diesem Blickwinkel etwas, das uns als Gewinner mit dem russischen Oligarchen-Kapitalismus und seiner gelenkten Wirtschaft verbindet. Die Ukraine exportiert sogar Atomstrom! Wir profitieren davon, dass die Ukraine als Transfer unserer Energieträger dient, und falls sie für Russland unkontrollierbar oder zu eigenständig würde, bauen wir in der Ostsee den Umgehungsweg - nicht nur Deutschland, sondern alle, die von den Liefermengen wirtschaftlich profitieren bzw. diesen Markt erzeugen und bedienen.

2. Staat, Staatenbündnisse und Nationalismus

Die Veränderung staatlicher Grenzen, insbesondere mit Gewalt (Krim 2014) ist in jedem Fall ein Unrecht: ich verweise auf Immanuel Kants Idee, Staatsgrenzen auf immer unverändert zu belassen, da jede "Bereinigung früheren Unrechts" durch Grenzveränderungen immer neues Unrecht schafft, und die Feststellung gerechter, logischer oder irgendwie ethnisch-kulturell „richtiger“ Grenzen unmöglich sei. In aller Regel werde durch den Versuch, Gerechtigkeit territorial wiederherzustellen, die Ungerechtigkeit immens vergrößert und neues Rachebedürfnis heraufbeschworen. Kant warnte vor der „Bereinigung“ und sah die Lösung in der Schaffung von Republiken, also solcher Staats-

formen, die sich an dem Rechtsgrundsatz der gleichen Würde und Rechte aller Menschen orientieren. Wenn die ganze Menschheit sich in Republiken strukturieren würde, könne auch jeglicher Kriegsgrund wegfallen.

Man darf nicht vergessen: das heutige Russland mit seiner „gelenkten Demokratie“ ist eine schreckliche Despotie, ihr Herrscher zeigt im Ukrainekrieg Anzeichen von Wahnsinn und droht mit dem nuklearen Erstschlag. Russland umgibt sich wie das Zarenreich aus angeblich „berechtigten Sicherheitsinteressen“ mit despotischen Vasallenstaaten, die mit Panzern und Raketen gegen die eigene Bevölkerung den weitaus größten Flächenstaat der Erde abschirmen. Belarus, Kasachstan, Syrien, Tschetschenien führen vor Augen, wie das ukrainische Volk unterworfen würde, und niemand kann sagen, dagegen solle man sich aus moralischen Gründen nicht verteidigen.

Russland ist das letzte Kolonialimperium, und Präsident Putin deutete immer wieder an, dass er Fehler früherer Epochen (das Ende der UdSSR nach Gorbatschow, oder verlorene Kriege der Zaren ...) bereinigen wolle. Er ist offensichtlich gewillt, frühere Herrschaftsbereiche russischer Despoten zurückzuerobern, und er ist auf diesen Territorien zu einem eskalierenden Krieg gegen das gesamte Volk bereit. Grosny (Tschetschenien) ist das brutalste Beispiel, aber auch die graue Eiszeit in Belarus - etwas näher bei uns - zeigt, dass die Forderungen dieser kolonialen Despotie unersättlich sind und ein Fass ohne Boden darstellen würden, wenn man ihnen nachgibt. Moldawien, Estland, Polen könnten die nächsten Opfer sein.

Die Unabhängigkeit der Ukraine - von Russland völkerrechtlich garantiert - kann nicht in Erinnerung an das 19. oder 20. Jahrhundert von einem „natürlichen Anspruch Russlands“ infrage gestellt werden. Daher besitzt die Ukraine nicht nur das Recht, eine Demokratie zu bleiben, sondern auch das Recht, ihren Status - Neutralität, NATO-Mitgliedschaft, GUS, EU oder Blockfreiheit - selbst zu definieren, ohne dass ein kolonialer Nachbar es ihr diktiert. Der Beitritt zu EU oder NATO ist allerdings davon abhängig, ob diese Bündnisse ein neues Mitglied aufnehmen wollen, wozu sie nicht verpflichtet sind. Die EU wird Zeit benötigen und zuerst wohl noch - auch sicherheitspolitisch - Vertiefung benötigen! Sie wird den Verzicht ihrer Mitgliedsstaaten auf Souveränität nötig haben und nicht sehr schnell neue Staaten auf-

Das Angebot Westeuropas muss eine echte Entwicklungsmöglichkeit für alle Beteiligten beinhalten.

nehmen.

Der gewaltfreie Weg ist entschleunigend und benötigt Dialog, Verstehenwollen, sorgsame Analyse der Ursachen von Unrecht und Gewalt und langsame, aber mutige Schritte zur Besserung. Wer Gewalt vermindern will, muss auch nach der eigenen Beteiligung (Mitschuld) am Unrecht fragen und sich dabei selbst kritisieren (lassen). Die Ukraine muss russischsprachige Bevölkerungsteile (zu denen Präsident Selenskyi gehört) gleichbehandeln, darf außerhalb ihrer Grenzen niemanden bedrohen und innerhalb die Menschenrechte nicht verletzen - und wenn das der Fall wäre, wären internationale Institutionen (Europarat, UN, OSZE ...) zuständig, aber nicht ein Nachbarstaat, der eine eigene Agenda verfolgt, ebenso wenig USA oder EU. Und schon gar nicht sind wir berechtigt, die überfallene Ukraine "zu Verhandlungen" (= Gebietsabtretungen an den Aggressor) zu drängen! Russland muss das besetzte Territorium räumen!

Die Ukraine kämpft wie David gegen Goliath. Es ist immer zu befürchten, dass ein neu aufkommendes Staatsbewusstsein oder ein Abwehrkrieg gegen einen übermächtigen Nachbarn Nationalismus und Hass erzeugen. Nationalismus und Hass sind schlecht, sie können aber nicht beseitigt werden, indem wir Unterdrückung, Gewalt oder Diskriminierung zulassen und tolerieren - im Gegenteil! Hass und Intoleranz selbst dürfen nicht toleriert werden.

3. Krieg und Beihilfe zum Krieg

Hysterie und ein neuer Rüstungswettlauf (gegen das Klima!) müssen verhindert werden. Die Ukraine kann - auch in größter Bedrängnis - nicht verlangen oder erwarten, dass andere Staaten ihr militärisch zu Hilfe eilen. Die NATO hat kein Mandat, außerhalb des NATO-Territoriums zu kämpfen, und muss auch eine weltweite Eskalation bedenken, die ihr Kriegseintritt auslösen würde. Auch haben andere Armeen keine topographische Kenntnis der Ukraine, wollten niemals dort (etwa als Eroberer) kämpfen, und es wäre selbstmörderisch, wenn sie unter Verletzung des Völkerrechts jetzt „gegen Russland“ auf ukrainischem Boden intervenierten. Derartige Gedankenexperimente muss man mit kühlem Kopf sofort verwerfen.

Etwas ganz anderes ist das Recht zur Selbstverteidigung, das Europa oder die USA unterstützen können. Man trägt dann Mitverantwortung für den Krieg. Allerdings: aus wirtschaftlichen Gründen tat Westeuropa dies schon zuvor, nur waren wir uns dessen vermutlich zu wenig bewusst. Es gibt derzeit keine Chance für Westeuropa, moralisch ganz sauber zu bleiben, da uns unsere eigene Kriegsschuld in Form

unseres enormen Öl- und Gasverbrauches zugunsten der russischen Oligarchen und Staatskonzerne gerade erst bewusst wird. Wir finanzieren Russlands Krieg!

Die vom pazifistischen Standpunkt aus bedeutendste Handlungsmöglichkeit besteht in der raschen Abkehr von diesem Verbrauch und ist viel wichtiger als alle Embargos und Wirtschaftsschädigungen Russlands. Zusätzlich zu legitimen und durchaus sinnvollen Boykotts sollte ein positives Gegenangebot da sein: gute Nachbarschaft zu Russland und der Ukraine, Freundschaft und Handelsbeziehungen zu beiden müssen eine ökologische Wende durchlaufen. Russland sollte von seiner Öl-, Gas- und Kohleabhängigkeit zu klimaverträglicheren Technologien, alternativen und sparsameren Energieeinsätzen verholten werden - was für die Ukraine ebenso gilt.

Moralisch unaufrichtig ist es, wenn Westeuropa einerseits dem Schein nach all seine Handelsbeziehungen zu Russland kappt, den Schaden und die ökonomische Verarmung Russlands genüsslich öffentlich ins Bild setzt, und gleichzeitig heimlich Zahlungswege aufrechterhält, die uns das russische Öl und Gas verschaffen.

Wer für den Frieden kämpft, mag in einer bestimmten Situation ratlos, moralisch überfordert oder verzweifelt sein. Das ist nicht unanständig. Auch in diesem Text werden nicht alle Fragen beantwortet und alle Auswege gewiesen. Wir können diesen Krieg nicht schnell abkürzen, „Verhandlungen“ erzwingen oder ihn stoppen! Es bleiben Ratlosigkeit, Trauer und Sorge um die Zukunft. Aber wenn wir uns wieder erheben und das Engagement für eine gerechte Sache wieder aufnehmen wollen, dann muss auch ein positives Bild davon existieren, wie Westeuropa eine gute Nachbarschaft zu einem nicht mehr kolonialen Nachbarn Russland und anderen Nachbarländern wie Belarus, Moldawien, Ukraine gestalten kann. In diesem positiven Bild muss es wirtschaftliche Zusammenarbeit geben, aber Öl und Gas sollten möglichst keine Rolle mehr spielen. Russland benötigt wie die Ukraine einen Knowhowtransfer, um nicht - nach Ende des Gasgeschäftes - in eine unwürdige Abhängigkeit zu geraten. Das Angebot Westeuropas muss eine echte Entwicklungsmöglichkeit für alle Beteiligten beinhalten.

Severin Renoldner war für Die Grünen von 1991 bis 1996 im Nationalrat und ist nun Professor für Ethik, Moraltheologie und politische Bildung an der Privaten Pädagogischen Hochschule der Diözese Linz.

Dieser Aufsatz wurde ursprünglich für den Verein Pax Christi verfasst.

Sonntag, den 9.7.2023 (14. Sonntag im Jahreskreis)

Was für ein Spektakel: Alles wird zur Verfügung gestellt: Flugzeuge, Schiffe, technisches Gerät, um ein paar Milliardäre bei ihrer Luxus-tauchfahrt zu retten, in den Medien vielfach die erste Meldung über Tage. Zur gleichen Zeit versinkt ein Schiff mit Hunderten von Flüchtenden vor den Augen der europäischen Grenzwa- che. Schiffe, die Menschen aus Seenot im Mittelmeer retten wollen, werden kriminalisiert, kaum einer Meldung wert. Krasser kann man die strukturelle Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit unserer Weltgesellschaft nicht darstellen. Trotzdem oder gerade deswegen:

Ja, es ist richtig und wichtig, sich für mehr Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung, das Klima, zu engagieren. Ja, es ist richtig und wichtig, sich gegen Krieg und Gewalt und für gewaltfreie Konfliktlösung einzusetzen. Das gilt für alle, die sich auf diesen Jesus berufen, im persönlichen Bereich, in Kirche und Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. Aber das Evangelium ist nicht zuerst Auftrag zum Handeln, sondern zuerst Angebot, Einladung, Geschenk, Frohe Bot- schaft. Vielleicht haben wir das in der letzten Zeit zu wenig wahrge- nommen:

In jener Zeit sprach Jesus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du das vor den Weisen und Klugen verborgen und es den Unmündigen offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Alles ist mir von meinem Vater übergeben worden; niemand kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will.

Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch ausruhen lassen und erquicken. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. (Mt 11,25-30)

„Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!“ Wer hätte da nicht etwas mitzubringen an Last, an Fragen, an Müdigkeit, an Ent-

täuschung, an Unruhe, an Trauer. Wie oft weichen wir davor aus! Wir wollen uns das nicht eingestehen. Es stört unser Selbstwertgefühl. Wir möchten lieber die Starken und Glücklichen sein. So versuchen wir die Brüche in unserem eigenen Leben, die Enttäuschungen zu überdecken, nicht nur nach außen, um unser Ansehen, unsere Fassade zu bewahren, sondern auch nach innen, vor uns selber. Wir fliehen vor ihnen, vor den dunklen Seiten, den Schatten in uns. Auch manche krankhafte Aktivität, manche Karriere, manche Sucht kann eine solche Flucht sein. Aber so sind wir nicht offen für Jesu Botschaft, für seinen Trost, gerade inmitten all dessen, was uns niederdrückt. Das gilt auch für unsere Enttäuschungen, unseren Frust, unsere Trauer, unseren Ohnmachtserfahrungen in all unserem nötigen Engagement.

Denn: Wer braucht keinen Trost? Nur die Weisen und Klugen, die Selbstherrlichen und Selbstsicheren, die meinen, alles selber schaffen zu können. Sie brauchen keinen Trost, jetzt noch nicht, erst wenn sie merken, dass alles, was sie sich an Geld oder Macht oder anderen Drogen verschaffen und sich leisten können, ihren Hunger nach Leben nicht stillen kann. Aber ob sie dann noch demütig genug sind, sich als trostbedürftig zu verstehen und Trost anzunehmen?

Die Frommen meinen, dass Gott sie bestätigt und die Sünder dem verdienten Gericht zuführt. Sie wähen sich auf der sicheren Seite und gehören so zu den „Weisen und Klugen“, die keinen Trost brauchen und denen die Güte Gottes so verborgen bleibt. Oft halten sie sich selber schon für berechtigt, die Verurteilung anderer auszusprechen. In dieses Bild passt Jesus nicht hinein. Er geht ja gerade zu den Sündern und Zöllnern, den Dirnen. Er verurteilt nicht, sondern richtet auf, vergibt, ermöglicht neues Leben. Sein „Gericht“ ist nicht das vernichtende Urteil über das Böse, sondern das „Richtig-Machen“ des Verbogenen.

Der Glaube lebt vom Blick auf Jesus Christus. Er ist gekommen, um die Unmündigen, die Geplagten und Belasteten zu sich zu rufen. Er will ihnen die Last abnehmen, die Last eines verpfuschten Lebens, das Stöhnen unter den Geboten, die Angst vor Gott. Er ruft alle zu sich, die an ihren Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen zerbrechen, die nicht mehr mitkommen, die sich abgeschoben fühlen. Sie sind angenommen. Sie werden Ruhe finden.

„Ruhe“ – das ist nicht ein Bild der Friedhofsruhe, sondern ein Bild er-

füllten Lebens, das an sein Ziel gekommen ist. „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir!“ sagt Augustinus. Er wird uns „erquicken“, wie es die neue Einheitsübersetzung sagt, erquicken – neu quicklebendig machen.

Der äußerste Fall: Ich höre dieses Evangelium auch im Blick auf jene Menschen, die in ihrer Verzweiflung keinen anderen Weg gesehen haben, als ihr Leben selber zu beenden. Immer wieder habe ich dieses Evangelium bei ihrer Beerdigung gelesen. Manchmal hatte ich auch vorher Kontakt zu ihnen, sah das Ende kommen und konnte aber nichts mehr dagegen tun. Mancher „Selbstmord“, wie wir diese Verzweiflungstat unzutreffend nennen, ist nichts als ein Schrei nach Leben, ein Schrei nach Liebe, oft gerade ein Schrei nach diesem Gott, der einen auch mitten in der Verzweiflung annimmt und die Last des Lebens abnimmt. Das gilt für den erfolgreichen Geschäftsmann, der von seinen Drogen nicht loskommt, wie für den arbeitslosen Jugendlichen, der nach seinen vergeblichen Versuchen, einen Ort für sich zu finden, keine Zukunft mehr sieht. Das gilt für jene, die in der schwarzen Nacht ihrer Depressionen kein Licht mehr erkennen. Ich könnte dafür Namen nennen. Ich bin mir in meinem Glauben und in meiner Hoffnung sicher, dass ihnen diese Worte Jesu gelten.

Dieses Evangelium gilt aber auch den Angehörigen dieser verzweifelten Menschen. Sie fragen sich nach ihrer Schuld, nach ihrem Anteil an dieser verzweifelten Tat, ob sie die Not richtig wahrgenommen haben, ob sie dem/der Verzweifelten genügend nahe waren. Ich kann diese quälenden Fragen gut verstehen. Aber auf sie gibt es in der Regel keine Antwort. Auch sie dürfen das Wort für sich hören: Kommt alle zu mir, die ihr geplagt und beladen seid, ihr werdet in euren Herzen Ruhe finden!

So gilt dieses Wort uns allen, wo wir uns am Ende fühlen, wo wir keinen Ausweg mehr sehen. Es ist ein lösendes und erlösendes Wort für uns alle. Sind wir bereit, alle Selbstrechtfertigungsversuche hinter uns zu lassen und dieses Angebot für uns anzunehmen?

Dann können wir uns auch vom Verhalten Jesu inspirieren lassen. Er befreit uns von einer krampfhaften Leistungsreligion vor Gott, auch von der krampfhaften Leistungsreligion unserer Gesellschaft. Er befreit uns zu einem Leben, das sich selbst nicht zu sichern braucht und

deswegen für andere dasein kann. Wir können selber zu Menschen werden, bei denen andere ihre Lasten ohne Angst ablegen können, wo andere ihre Ruhe finden können inmitten aller Hetze und Aussichtslosigkeit, in aller Betäubung oder Trauer ihres Lebens. Wenn wir selbst gelassener, vertrauensvoller mit unserer eigenen Not umgehen können, dann können wir auch gelassener der Not, den an dieser Not Leidenden zuwenden, sie nicht damit allein lassen, weil sie von Gott nicht alleine gelassen sind. Durch unser Denken und Handeln dürfen wir die Einladung weitergeben und konkret werden lassen. Das wiederum ist sein Geschenk!

Um es konkret zu sagen, auch wenn es schwer fällt und eine Zumutung ist: Dies gilt auch für die Leiden, die der Ukrainekrieg und die Kriege anderswo mit sich bringen, für die Toten auf beiden Seiten, für die Angehörigen, auch für die Flüchtenden, die im Mittelmeer ertrinken, für alle, die in Angst leben. „Kommt alle zu mir. Ich will euch Ruhe schenken!“ Das ist keine Bagatellisierung des Leidens, sondern gerade das Ernstnehmen der Worte Jesu und seiner Verheißung in ihrer ganzen Tragweite, zugleich Einladung an uns zur Empathie mit den Opfern, zur compassion, zum Gedenken, zur Solidarität, zur Hilfe, Einladung zum Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden so intensiv wie möglich mit unseren schwachen Kräften, Anlass zum Gebet. Ich kann diese Worte Jesu nur dann für mich annehmen, wenn ich wenigstens versuche, sie weiterzugeben.

Wir dürfen dankbar sein, dass wir uns vor Gott und voreinander nicht mit unserer Last verstecken brauchen, dass wir traurig und niedergeschlagen sein dürfen, nicht immer den starken Mann, die starke Frau markieren müssen, sondern angenommen sind und annehmen können. Christliche Gemeinde ist der Raum, wo gestörte Menschen ihre Ruhe finden, Menschen und Gott, von denen sie angenommen sind. Das können wir uns gegenseitig schenken und auch die einbeziehen, zu denen jede und jeder von uns Kontakt hat. Da gibt es keine Grenzen, wie Jesus keine kannte.

Wenn auch unser Leben zu scheitern und zu zerbrechen droht: Hier wird uns gesagt, dass Gott auch die Scherben unseres Lebens aufnimmt und sie wieder zusammenfügt, damit daraus ein Ganzes wird. Vielleicht hilft diese Hoffnung, dieses Vertrauen auch dazu, in

den Erfahrungen unserer Ohnmacht nicht sauer zu werden und zu verzweifeln, aber dennoch am Ball zu bleiben. Das gilt auch in unserer letzten Stunde: Wir dürfen unser sterbendes Leben hineingeben in seine Hand. Er kann daraus ein neues Leben machen, unser neues Leben. Wir nennen das: Auferstehung. Etwas von dieser Auferstehung können wir aber jetzt schon mitten in unserem Leben erfahren und feiern, dort, wo wir wieder neuen Mut und Kraft schöpfen, wo uns etwas gelingt, wo wir neu aufatmen, wo wir Trost annehmen oder auch anderen weitergeben können. Auch das ist seine Einladung, sein Geschenk.

Hören wir noch einmal in Stille seine Einladung an uns: „Kommt alle zu mir, die ihr geplagt und beladen seid. Ich werde euch ausruhen lassen.“

**Der HERR ist mein Hirt, nichts wird mir fehlen.
Er lässt mich lagern auf grünen Auen und führt mich zum
Ruheplatz am Wasser.
Meine Lebenskraft bringt er zurück.
Er führt mich auf Bahnen der Gerechtigkeit, getreu
seinem Namen.
Auch wenn ich gehe im finsternen Tal, ich fürchte kein
Unheil; denn du bist bei mir, dein Stock und dein Stab,
sie trösten mich.
Du deckst mir den Tisch vor den Augen meiner Feinde.
Du hast mein Haupt mit Öl gesalbt, übervoll ist mein
Becher.
Ja, Güte und Huld werden mir folgen mein Leben lang
und heimkehren werde ich ins Haus des HERRN für lange
Zeiten. (Ps 23)**

Dr.Ferdinand Kerstiens, ist ein deutscher katholischer Theologe und Publizist. Er ist Mitglied des Freckenhorster Kreises.

Einstürzende Altbauten

Tomáš Halík: Der Nachmittag des Christentums. Eine Zeitansage.

Franz Josef Weissenböck

Gegen Ende seines jüngsten Buches erzählt Tomáš Halík eine alte tschechische Legende: Nach dem Bau einer gotischen Kirche habe der Baumeister das hölzerne Baugerüst anzünden lassen. Als das brennende Gerüst krachend zusammenstürzte, meinte der Baumeister, die Kirche sei eingestürzt und nahm sich das Leben. „Mir scheint“, schreibt Halík, „dass viele Christen, die in der heutigen Zeit des Wandels in Panik verfallen, einem ähnlichen Irrtum erliegen.“ (S. 268) In Abwandlung des Namens einer Band (Einstürzende Neubauten) ist man versucht, von „einstürzenden Altbauten“ zu reden. Um im Bild zu bleiben: Schon das Krachen im Gebäck kann Panik auslösen.

Der Panik-Diagnose Haliks kann man nur zustimmen und erfreut feststellen, dass er den Blick nach vorn richtet. Alles, was „in der Zeit“ ist, ist dem Wandel unterworfen, jede Form ist vergänglich, nichts ist „ewig“. „Semper reformanda“, stets der Neuformierung bedürftig, ist die Kirche und sind die Kirchen, Halík spricht daher von der Notwendigkeit einer „Selbsttranszendenz des Christentums“.

Tageszeiten des Christentums

Als „Vormittag des Christentums“ sieht Halík die Jahrhunderte von den Anfängen bis zur Schwelle der Moderne - „eine lange Zeit, in der die Kirche vor allem ihre institutionellen und doktrinalen Strukturen aufgebaut hat“ (S. 56) - das „Gebälk“, das den Bau stützte. Darauf folgte die „Mittagskrise“ vom späten Mittelalter über die Neuzeit, mit Renaissance und Reformation, Aufklärung und Religionskritik bis zum Aufstieg des Atheismus und zuletzt einer Entwicklung, die Halík höchst treffend als „Apatheismus“ beschreibt, als Verbindung von Apathie und Atheismus, mit einem anderen Wort: religiöse Gleichgültigkeit. Die Gruppe der „Nones“ wächst, die keiner Kirche, keiner Religion, keinem Bekenntnis anhängen. Damit sei die „Nachmittagsgestalt des Christentums“ erreicht. Halík sieht darin aber kein unausweichliches Schicksal, sondern eine Chance, einen „Kairos“.

Halík sagt es unmissverständlich: „Wenn man die Zeit für eine Reform versäumt oder sogar versucht, in die Zeit vor der Mittagskrise zurückzukehren, kann das eine sterile und abstoßende Gestalt des Christentums hervorbringen. Ähnlich gefährlich sind jedoch Bemühungen, die aktuellen Krisen auf eine unüberlegte Weise zu lösen, nämlich nur durch eine äußerliche Reform der kirchlichen Institu-

tionen und ohne tiefere Veränderungen in Theologie und Spiritualität." (5. 57 f)

Nostalgische Nachahmungen

Damit ist etwas sehr Grundlegendes angesprochen. Das Christentum gilt unbestritten als eine „Weltreligion“ - aber ist es damit richtig beschrieben? Halik legt die Hypothese vor (und den Leserinnen und Lesern sei sie ans Herz gelegt), „dass der christliche Glaube den bisherigen Formen von Religion entwachsen ist und dass die Versuche, ihn in eine der früheren Formen einzuzwängen, kontraproduktiv sind ...

Das Christentum als religio, das die kulturell-politische Gestalt der christianitas (der „christlichen Zivilisation“) angenommen hat, gehört definitiv der Vergangenheit an, und seine nostalgischen Nachahmungen führen nur zu traditionalistischen Karikaturen.“ (5. 66 f)

Ach, die Religion! „Nun sag, wie hast du's mit der Religion?“ fragte Gretchen den Faust. Die Frage ist kaum zu beantworten, heute jedenfalls schwerer denn je in der Vergangenheit. Schon die Herkunft des Wortes ist umstritten; leitet sich „Religion“ vom lateinischen Wort „religare“ ab, das „wieder verbinden“ bedeutet, oder von „relegere“, „wieder lesen“? Für den Begriff „Religion“ soll es inzwischen mehr als 60 Definitionen geben, aber keine allgemein anerkannte. Das Opfer ist der Urakt der Religion, sagt die Religionswissenschaft, und Menschenopfer sind der dichteste Ausdruck der Macht des Opfernden. Da stellt sich die Frage, wie es sich mit dem „Opfertod Jesu“ verhält. Fragen, auf die ausführlich einzugehen Haliks Buch gesprengt hätte, die mit allem Ernst zu stellen aber zukunfts wichtig ist. Was haben uns frühe Theologen wie die Kirchenväter heute zu sagen? Wie gehen wir z.B.

mit Augustins Lehre von der „Erbsünde“ um? Worauf bezieht sich das „Lehramt“ der römischen Kirche, geht es darum, zu glauben oder nur darum, „gehorsam“ zu sein? Im Ebioniten-Evangelium (entstanden um das Jahr 140) lese ich als Worte Jesu: „Ich bin gekommen, die Opfer abzuschaffen. Und wenn ihr nicht aufhört zu opfern, wird der Zorn Gottes gegen euch nicht aufhören.“ Aber in der römischen Kirche scheint das Mess-„Opfer“ epigenetisch fixiert.

Synodale Wege

Aber war es am Anfang nicht anders? In der Apostelgeschichte wird erzählt, dass Saulus von den Hohenpriestern Briefe an die Synagogen in Damaskus erbat, „um die Anhänger des Weges Jesu ... zu fesseln und nach Jerusalem zu bringen.“ (Apg 9,1 f) Die sich an Jesus als den Messias, den Gesandten und Gesalbten Gottes, halten wollen, bilden eine Weg-Gemeinschaft, nicht eine „Religion“. Sie sind eine Synode

(„Syn-Hodos“, der gemeinsame Weg), weil sie einen gemeinsamen Weg zu gehen suchen. Der Synodale Weg der Kirche in Deutschland und die von Franziskus initiierte Weltsynode sind Ausdruck dieser Suche nach einem gemeinsamen Weg. Es ist zu hoffen, dass dabei mehr geschieht als „ein Hin- und Herschieben der Liegestühle auf der Titanic“, wie Halik pointiert schreibt (S. 95), und zwar im Zusammenhang mit der Krise der geistlichen Berufungen: „Wenn jahrzehntelang andauernde gesamtkirchliche Gebetsaktionen für neue Priesterberufungen unerhört bleiben, gibt uns Gott dadurch vielleicht zu verstehen, dass er von uns erwartet, dass wir statt des starrsinnigen Pochens an eine Tür, die er selbst geschlossen hat, andere Türen und andere Lösungen suchen.“ (S. 95 f) Presbyter sind keine Priester, und das Presbyter-Amt muss auch Frauen zugänglich sein.

Halik nennt vier „ekklesiologische Konzepte“, die es theologisch zu durchdenken und Schritt für Schritt ins Leben überführen gilt: Kirche als durch die Geschichte pilgerndes Volk Gottes, Kirche als Schule der christlichen Weisheit, Kirche als Feldlazarett, Kirche als Ort der Begegnung und des Gesprächs, des Dienstes der Begleitung und der Versöhnung. (S. 253)

Alles dies kann und muss auf eine Art erfolgen, wäre hier zu ergänzen, die dem Pluralismus unserer Zeit und Welt Rechnung trägt. Das Stichwort dazu lautet Inkulturation. In allen Kulturen ist es möglich und muss ermöglicht werden, „katholisch“ zu sein, nicht nur in Rom, dem langsam versinkenden Schatten eines einstigen Weltreichs. Einheit im lebendigen Bekenntnis zu Jesus als dem Christus, nicht Einheitlichkeit in allen Ausdrucksformen und Formeln.

„Ein wichtiges und lesenswertes Buch“, befindet Paul Zulehner über Haliks Werk. Ich füge dem ein herzliches „Danke!“ hinzu. Vor allem aber ist dem Buch zu wünschen, dass es ein wirksamer Anstoß für Reformen auf allen Gebieten sein möge. Reformen wurden in den letzten Jahrzehnten viele „angedacht“, während der Reformstau immer drückender wurde, und dann noch obendrauf die Missbrauchs-krise. Noch einmal sei, leicht abgewandelt, Goethes Faust zitiert: Der Worte sind genug gewechselt, lasst uns auch endlich Taten sehn!

Franz Josef Weissenböck ist katholischer Theologe, Journalist. Autor, systemischer Coach und Supervisor.

in: Quart, Zeitschrift des Forums Kunst-Wissenschaft-Medien Nr.2/2022



In eigener Sache

Nach 25 Ausgaben der „Freckenhorster Kreis Informationen“ beenden wir die redaktionelle Betreuung und graphische Gestaltung der Hefte.

Motivation und Ziel unserer Arbeit in der Nachfolge von Franz-Josef Ortkemper und Angelika Wilmes waren und sind mit dem Pressemedium „Freckenhorster Kreis Informationen“ die Verheutigung der katholischen Kirche in Deutschland.

Ende 1969 wurde der Freckenhorster Kreis von kritischen Klerikern des Bistums Münster in der LVHS Freckenhorst – daher der Name – gegründet mit der Absicht, die Beschlüsse des zweiten Vatikanischen Konzils und der nachfolgenden Würzburger Synode gegen verschlepptes Verhalten der Bistumsleitung in der deutschen katholischen Kirche umzusetzen. Schon bald nach der Gründung öffnete sich der Kreis interessierten Frauen und Männern. Heute zählt der Kreis ca. 220 eingetragene Mitglieder und gleich viele Interessierte. Sie alle verbinden die Anliegen, statt Zentralismus eine gemeinsame Verantwortung aller Getauften für die Kirche und Möglichkeiten der Teilhabe am Leitungsamt der katholischen Kirche zu schaffen.

Die Gemeinde muss dazu der Ort des „Miteinander-Glaubens“ und des „Miteinander- Lebens“ sein, befähigt auch zum gleichrangigen oekumenischen Dialog mit anderen christlichen Konfessionen und zum Gespräch mit Andersgläubigen. Gegenwärtig ist dem Kreis die Erlaubnis von Segnungsgottesdiensten für gleichgeschlechtliche Paare ein besonderes Anliegen.

Dankbare und auch kritische Zuschriften in der Vergangenheit machten uns Mut zur redaktionellen Bearbeitung und zum graphischen Layout der Hefte, die wir nun aus persönlichen Gründen beenden.

Astrid Brückner und Till Thieme haben sich bereit erklärt, unsere Arbeit fortzusetzen.

Heinz Bernd und Ingrid Terbille

„**Pecunia non olet**“ sagten die alten Römer auch bei etwas anrühigen Geschäften. „Dieses Geld ist bestimmt nicht anrühig“, das denken sicher unsere Partner in Brasilien; denn es kommt von den Freundinnen und Freunden aus dem Freckenhorster Kreis, die damit unsere Arbeit unterstützen.

Geld muss gespendet, aber auch verwaltet werden. Seit vielen, vielen Jahren haben zuerst Angelika, später dann ich diese nicht gerade beliebte Arbeit gemacht.

Umso mehr freue ich mich, jetzt in Josef Vennebusch einen Nachfolger gefunden zu haben, der in Zukunft dafür sorgt, dass alles seinen geregelten Gang geht: die Spenden nach Brasilien, die Bescheinigungen an die Spenderinnen, der Nachweis ans Finanzamt.

Arbeiten wir zusammen weiter an einer menschlicheren Kirche und Welt!

Ludwig Wilmes



© Gerhard Mester

Jahrestagung am 02./03.10.2023

Herzliche Einladung

zur offenen Jahrestagung des Freckenhorster Kreises
am Montag/Dienstag, 02./03. Oktober 2023, in der LVHS Freckenhorst
Thema: „Verhaltensbiologische und theologische Neuansätze für eine christliche Tierethik“

Referent: Markus Bürger, Lehrer mit Theologie und Philosophie
(Schwerpunkt Tier- und Umweltethik)

Wir nehmen ein massives Artensterben und gleichzeitig Massentierhaltung wahr, erleben Klimawandel und industrielle Nutzung der Tierwelt. Was kann die Theologie dazu sagen, wozu ermutigen? Mit Markus Bürger haben wir einen fachversierten Theologen, der mit uns die Rolle der Mitgeschöpfe und die Schöpfung selbst in den Blick nimmt.

Programm der Tagung

Montag, 02.10.: 16:30 Uhr: Stehkafee
17:00 Uhr: Begrüßung und Vorstellung des
Tagungsprogramms

Thematischer Impuls: Markus Bürger
18:00 Uhr: Abendessen
19:00 Uhr: Diskussion mit Markus Bürger:

Wie könnte eine christliche Sicht auf Tiere aussehen?
20:30 Uhr: gemütlicher Tagesausklang

Dienstag, 03.10.: 08:00 Uhr: Morgenlob in der Kapelle
08:15 Uhr: Frühstück
09:30 Uhr - 11:45 Uhr: Vertiefung des Themas
12:00 Uhr: Mittagessen und Kaffee
14:00 Uhr: Wort-Gottes-Feier

Der Tagungsbeitrag in Höhe von 82,00 €/Person (EZ), 74,00 €/Pers. (DZ) und 67,00 € ohne Übernachtung wird von der LVHS per SEPA-Lastschriftmandat eingezogen. Bitte denken Sie an Ihre Bankverbindung.

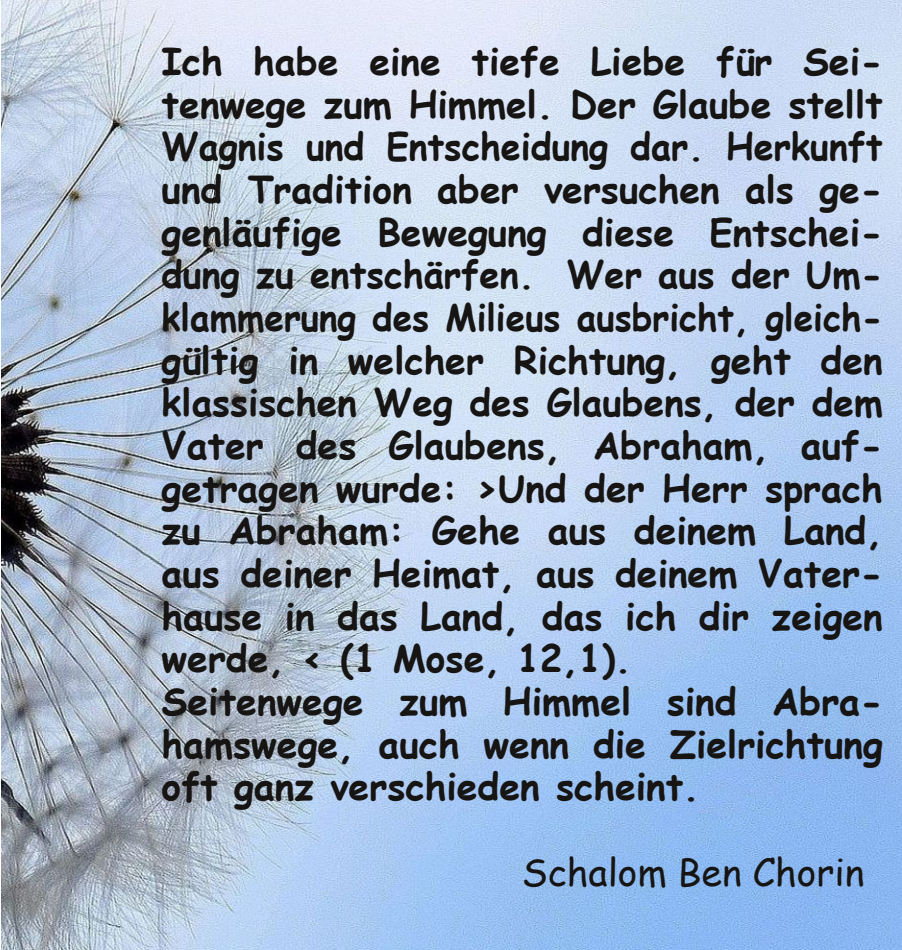
Mit freundlichen Grüßen

Astrid Brückner, Ludger Ernsting, Till Thieme (Sprechergruppe des FK)
Die verbindliche Anmeldung erbitten wir bis Mittwoch, 20. September 2023, an folgende Adresse:

Freckenhorster Kreis im Bistum Münster

c/o Ludger Ernsting
Heilige-Geist-Str. 7
45657 Recklinghausen
Tel.: 02361-23273

Fax: 02361-13948
E-Mail:fk-buero@freckenhorster-
kreis.de
www.freckenhorster-kreis.de



Ich habe eine tiefe Liebe für Seitenwege zum Himmel. Der Glaube stellt Wagnis und Entscheidung dar. Herkunft und Tradition aber versuchen als gegenläufige Bewegung diese Entscheidung zu entschärfen. Wer aus der Umklammerung des Milieus ausbricht, gleichgültig in welcher Richtung, geht den klassischen Weg des Glaubens, der dem Vater des Glaubens, Abraham, aufgetragen wurde: >Und der Herr sprach zu Abraham: Gehe aus deinem Land, aus deiner Heimat, aus deinem Vaterhause in das Land, das ich dir zeigen werde, < (1 Mose, 12,1).
Seitenwege zum Himmel sind Abrahamswege, auch wenn die Zielrichtung oft ganz verschieden scheint.

Schalom Ben Chorin

Nachricht vom Amparo Maternal

Wenige Tage vor ihrem 96. Geburtstag ist Schwester ANITA GOMES Ende Juli gestorben. Über 30 Jahre war sie Leiterin und „Seele“ des Amparo Maternal, eines Entbindungskrankenhauses für Frauen aus den Elendsvierteln von Sao Paulo. In manchen Zeiten wurden bis zu 20 Kinder pro Tag im Haus geboren. „Niemand wird abgewiesen“ war ihr Motto, obgleich das Haus finanziell fast immer in prekärer Situation war und permanent auf Spenden angewiesen war.

Freckenhorster Kreis

FK-Sprecher

Ludger Ernsting
E-mail: ludger.ernsting@t-online.de
Astrid Brückner
E-mail: astrid.brueckner@gmx.net
Till Thieme
E-mail: till.97@gmx.de

FK-Büro:

Freckenhorster Kreis
c/o Gasthaus Recklinghausen
z.H. Astrid Brückner
Heilige Geist Str.7
45657 Recklinghausen
E-mail: fk-buero@freckenhorster-kreis.de
Internet: <https://www.freckenhorster-kreis.de/>

Schriftleitung: Layout:

Heinz Bernd Terbille
Ingrid Terbille
Baltrumstr. 23
45665 Recklinghausen
Tel: 02361/46117 Fax: 02361/492049
E-Mail: hb.terbille@t-online.de
i.terbille@t-online.de

Unsere Konten:

Ludwig Wilmes, verantwortlich
Tel: 02536 1408

DKM BIC: GENODEM1DKM

Brasilien: IBAN: DE42 4006 0265 0003 799701

Amparo / ,CCA': IBAN: DE15 4006 0265 0003 799702

Demetrius: IBAN : DE31 4006 0265 0003 799705

Beitragskonto:

IBAN: DE69 4006 0265 0003 799700
Mitglieder (M) 35 Euro
Interessenten (I) 7,50 Euro